



servaten-  
nahme für  
Ann  
durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10  
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

# Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Grundkapital: 8 Millionen Mark.

**Lebens-Versicherung nach modernsten Grundsätzen.**

**Invaliditäts-Versicherung ♦ Kranken-Versicherung**

dauernde                      gegen                      vorübergehende  
**Erwerbsunfähigkeit.**

==== **Pensions-Versicherung.** ====

Prospekte etc. bei der Direction in Berlin W. 8, Taubenstr. 5, und sämtlichen Geschäftsstellen.

## Brockhaus

**Konversations-Lexikon**, neueste Auflage, komplett, 17 Bände, liefern unter **günstigsten Bedingungen** Bial & Freund, Breslau II und Wier XIII. Reichillustrierter Luxusprospekt No. 416 L. gratis und frei. Vertreter gesucht.

**S**chönstes Geschenk. **Unentbehrlich für Raucher**  
sind unsere gesetzlich geschützten Importenkasten u. Schränke zum **Frischhalten von Havanna-Cigarren.**

Illustrierter Katalog mit Anerkennungen aus den höchsten Kreisen gratis und franko.  
**Aachen-B. Schagen & Co.**

## Hann Klüth der Philosoph

Roman von Georg Engel

... Im Humor und Lebensedelmüt ...

**ein neuer Fritz Reuter!**

Preis broschürt 5 M., elegant gebunden 6.50 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung -- Dita, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW, 52

## Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Narkose

ist **unstreitig** die von mir seit Jahren in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und zur grössten Zufriedenheit meiner Patienten angewandte **eigene**

**Infiltrations-Methode.**

Bestempfohlen von Aerzten und höchsten Patienten.

Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne  
Zähne ohne Platte ... Porzellan-Plomben

**Linde, jetzt: Behren-Strasse 20** vis-à-vis Metropol-Theater.



Berlin, den 11. November 1905.

## Das Wahlrecht in Ungarn.

Estern war Josef Kristoffy noch ein Outsider, kaum gekannt von seinen Landsleuten, die ihre bedeutenden Männer leider an den zehn Fingern herzählen können, und heute ist er Minister des Innern im Kabinet Fejervary; über Nacht ist er nicht nur in die erste Reihe der politischen Persönlichkeiten Ungarns gerückt, sondern auch ein für das künftige Schicksal des Hauses Habsburg wichtiger Faktor und ein von der ganzen civilisirten Welt beachteter Reformminister großen Stils geworden. In der öden Gedankenlosigkeit der seit Jahren sich hinschleppenden ungarischen Krisis hatte er einen glücklichen Einfall. Wie ein Zwang kam es über ihn, sich die Scheuklappen abzureißen, mit denen eine engherzige, von Traditionen beherrschte Politik allen Männern des öffentlichen Lebens in Ungarn das Gesichtsfeld verengt. Waren diese Scheuklappen, die dem Auge nur das Ziel nationaler Eitelkeit wahrnehmbar lassen, erst einmal entfernt, so brauchte der Mann nur um sich zu schauen, um Alles zu sehen, was den Scheuklappenmännern stets unsichtbar bleiben mußte. Bis an die Wurzel des Uebels drang nun sein Blick und erkannte, daß, was eine vorübergehende parlamentarische Krankheit schien, eine chronische Staatskrankheit war. Die herrschenden Klassen hatten mit den politischen Rechten Wucher getrieben, mit den Verheißungen der Konstitution geknauert: und so war nach und nach der ganze Staatsorganismus erkrankt.

Der Hauptsitz der Krankheit war freilich das Parlament, das zur Arbeit unfähig gewordene, durch die Fieber der Obstruktion gelähmte Parlament, das, wie im Bann einer Zwangsvorstellung, nur das Ziel nationaler Eitelkeit vor sich sah und das Volkselement, das Ungemach und Leid der Millionen nicht beachtete. Das Parlament wollte um jeden Preis in der Armeefrage einen Sieg erkämpfen. Würden die Herren der Koalition gefragt, warum juist in der Armeefrage, so wären sie um die Antwort verlegen. Wenn man in Ungarn magyarisiren will, ist das ge-

meinsame Heer, wie mir scheint, die Staatsinstitution, an die man bei solcher Absicht zuletzt denken sollte; vorher wären viel nähere und viel wichtigere Felder zu bearbeiten. Tritt man in Budapest auf die Anhöhe, die einst von der Citadelle gekrönt war, und feuert von dort nach den verschiedenen Richtungen der Windrose Flintenschüsse: wo immer die Kugel zu Boden fällt, wird sie in fremdes Sprachgebiet fallen. Denn in der Nähe der Hauptstadt selbst, kaum drei, bis vier Kilometer weit von ihr, dehnt sich ein Ring anderssprachiger Ortschaften. Da wird slovakisch, deutsch, serbisch geredet; nicht nur auf der Straße, sondern auch im Gemeindeamt und in der Schule. Und nur slovakisch, nur deutsch, nur serbisch. Ungarisch kann dort vielleicht nur der Dorfnotar, manchmal der Schulmeister und allenfalls noch der Seelsorger. In Schulen und Gemeindeämtern hat man auf Jahre hinaus genug zu magyarisieren. Dieses Feld bestellen unsere Chauvinisten aber nicht. Der Grund ist leicht zu finden. Wenn in der Gemeindeverwaltung die ungarische Sprache herrschen sollte, so müßte zuerst die Volksschule ungarisch werden. Die Volksschule ungarisch machen, heißt aber, sie verstaatlichen: und die Verstaatlichung des Volksschulunterrichtes würde schnell zu einem Konflikt mit der römischen Kirche führen. Die Kirche läßt sich die Schule nicht rauben; sie braucht sie zur Erziehung der Jugend und als Vorwand für den weiteren Genuß der ungeheuren Reichthümer, die ihr in Ungarn zur Verfügung stehen. Die Folge der Schulverstaatlichung wäre die Säkularisation. Und unsere wilden Nationalisten, die so muthig gegen den Kaiser und gegen „Wien“ kämpfen, ziehen sich demüthig vor der Gefahr zurück, gegen den Ortspfarrer ins Feld rücken zu müssen. Und gar erst gegen die Domkapitel und gegen die Bischöfe, denen Hunderttausende von Hektaren des besten ungarischen Bodens mit Allem, was drum und drauf lebt und webt, gehören! Deshalb magyarisieren die Feudalen nicht da, wo sie das unbestrittene Recht und die bequeme Gelegenheit dazu hätten; deshalb wollen sie jetzt nur das gemeinsame Heer magyarisieren.

Das ist die Diagnose unseres Leidens. Und die pathogenen Ursachen der Krankheit? Die Hauptursache: das ungarische Parlament ist kein Parlament, der ungarische Parlamentarismus kein Parlamentarismus. Ungarn hat heute unter allen europäischen Ländern das beschränkteste Stimmrecht; kaum  $6\frac{1}{2}$  Prozent der Bevölkerung sind stimmberechtigt. Das Abgeordnetenhaus hat also gar keinen Zusammenhang mit den Bedürfnissen und Ansprüchen der breiten Volksschichten. Wenn von zwanzig Millionen kaum eine Million stimmberechtigt ist, so ist das Ergebnis solcher Abstimmung eine Art ständischer Vertretung, nicht der wahre Ausdruck des Volkswillens. Eine Volksoertretung ist nicht ohne Volk möglich. Wie sagte doch Grine? „Hôtel Dieu sans Dieu, eine Schildkrötensuppe ohne Schildkröte.“ Blutarmuth: Das ist die Hauptursache der Krankheit. Ein anämischer Vertretungskörper, dessen Gehirn durch den Blutkreislauf nicht ausreichend ernährt wird, hat dann natürlich seine Zwangs-

vorstellung, seine Ranie, seine fixe Idee. Für den blutarmer ungarischen Parlamentarismus ist heute die Armeefrage. In unserem Boden schlummern Schätze und doch ist das Land noch immer beklagenswerth arm. Die Gütervertheilung genügt eben nicht der bescheidensten Forderung der Gerechtigkeit. Zwischen steinreichen Magnaten, Kirchenfürsten, Geldfürsten und dem darbenden Volk bröckelt die den mittleren Grundbesitz vertretende Gentry von Jahr zu Jahr rascher ab. Die dieser Gentry Angehörigen hatten, als Franz Deak das neue Ungarn schuf, die Wahl, die ersten Bürger oder die letzten Aristokraten zu werden. Wie wählten sie? Sie fanden es würdiger, die Prasserneigungen, die Herrenpassionen und den leichtfertigen Lebenswandel der Magnaten nachzuäffen. Heute kann man die Gentry ganz gut schon unter die Proletarier zählen. Auf der einen Seite also eine fortschreitende Proletarisirung der Masse, auf der anderen in wenigen Händen gehäufte Reichtümer. Das ist schlimm; schlimmer noch, was daraus folgt. Gefährlich um sich greifendes Zweikindersystem, Rassenauswanderung, in der Landwirtschaft schmähsliche Hungerlöhne. Die amtliche Statistik weist nach, daß in Ungarn der erwachsene landwirthschaftliche Arbeiter noch heute im Durchschnitt kaum dreihundert Mark im Jahr verdient. Davon soll der Mann sich, Weib und Kind nähren und kleiden, die kaum erschwinglichen indirekten Abgaben entrichten, für den ganzen Lebensunterhalt der Seinen aufkommen. Ist es da zu verwundern, daß von der Agrarbevölkerung, die dreizehn von zwanzig Millionen umfaßt, beinahe schon elf Millionen zum Proletariat zu zählen sind?

In einem solchen Land, sollte man meinen, fehlt es der Gesetzgebung nicht an dankbarem Arbeitstoff. Gute Sozialpolitik, demokratische Grundbesitzpolitik, Bodenmeliorationen, Kanalbauten, Verrieselungen, eine großangelegte Industriepolitik, die den Bau von Fabriken fördert und dadurch die erwünschte Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt bewirkt und die Auswanderung hemmt, die jetzt dreihunderttausend Menschen aus dem Lande treibt: Aufgaben genug. Im ungarischen Parlament aber wird seit Jahren nur über die Armeefrage geredet.

Das Alles sah Kristoffy; und erkannte sofort, welche Therapie allein die Krankheit bekämpfen könne. Ist die Diagnose richtig, so müssen die üblen Folgen des allzu karg bemessenen Stimmrechtes durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes zu beseitigen sein. Die Wogen des wirklichen Volkswillens werden dann den Schlamm aus dem Becken der feudalen Ständevertretung hinwegspülen und eine fröhliche Entwicklung wird den Marasmus ablösen. Strömt einmal das Volk ins Parlament, so bringt es seine realen Bedürfnisse mit und wird, statt einer Politik der nationalen Eitelkeit, eine gesunde soziale und wirthschaftliche Politik erzwingen. Josef Kristoffy hat durch diese Erkenntniß ein gutes Auge gezeigt. Dazu kam dann ein frischer Wagemuth. Er hatte den kühnen Einsatz, für seine Anschauungen den ehrenhaftesten und tapfersten, wirklich liberalen und aufrichtig demokratischen General zu gewinnen, der jetzt an der Spitze

des ungarischen Kabinetts steht. Baron Fejervary, ein Feind aller feudal-klerikalen Machenschaften und daher seit den kirchenpolitischen Kämpfen, in denen er beim Kaiser in kritischer Zeit mit Glück den Vermittler gespielt hatte, das Stichblatt des aristokratisch-klerikalen Geistes, dieser alte Soldat mit dem jungen Herzen entbrannte in heller Begeisterung für Kristoffys Idee; und seiner Ueberredung gelang es, auch den Monarchen dafür zu gewinnen. So steht Kristoffy denn an der Schwelle einer neuen Aera ungarischer Politik. Ich darf mich rühmen, ihm von der Kindheit an befreundet zu sein, und will hier wiedergeben, was er mit in letzter Zeit über das Problem des allgemeinen Stimmrechtes gesagt hat.

„Ich bin der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Ungarn nur auf diesem Weg seine nationale und staatliche Existenz retten kann. Mein Untersuchen scheint nur neu; eigentlich ist es eine Rückkehr zu den besten Traditionen der ungarischen Politik. Zu den Traditionen der großen Umwälzung vom Jahr 1848. Wir haben heute genau die selben Zustände wie im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Auch damals der ewige staatsrechtliche Hader mit der Krone, das beständige Körgeln an den Beziehungen Ungarns zu Oesterreich. Auch damals im Parlament nicht der richtige Sinn für das zum Himmel schreiende Volkseleid, für die Bedürfnisse der im Lande darbedenden Millionen. Auch damals schon die Scheu der herrschenden Klassen vor allem modernen Kulturleben, ihre Geringschätzung des Gewerbes und Handels, der Finanzen und Wissenschaften; am Altar der alleinseligmachenden Landwirthschaft wurde ein wahrer Göhendienst getrieben. Auch damals der Glaube, die gesetzgebende Gewalt des Reichstages müsse als Vorrecht einer privilegierten Minderheit bewahrt, den breiten Volksschichten das politische Recht engherzig vorenthalten werden. Und was brachte unserem Lande damals die Rettung? Der den Fortschritt ersiehende Sinn, der den Muth hatte, die Ketten der Leibeigenschaft zu sprengen, die feudalen Einrichtungen abzuschaffen, die Freizügigkeit der Bauernschaft zu beschließen, Handel und Gewerbe zu beleben, Wissenschaft und Literatur zu fördern. Das waren die Impulse, die Szekenyi, Eötvös, Kossuth, Deak dem Volke gaben und durch die das Land in die Bahnen des modernen Lebens geleitet wurde.

Auch die Geschichte Englands zeigt uns, daß unser Heil nur auf diesem Weg zu suchen ist. Vor dem Jahr 1832 war auch England von der engherzigen Verfassungsknauerei einer kaum zweihunderttausend Köpfe zählenden Schaar von Privilegirten beherrscht, die das Stimmrecht und die gesetzgebende Gewalt nur für sich in Anspruch nahmen. Die herrschende Oligarchie gab sich, wie unsere, für eine Volksvertretung aus und vertrat doch weder die Volkskraft noch den Volkswillen. Ut aliquid fecisse videatur, um nicht müßig zu scheinen, verbrachte auch diese Parlamentsoligarchie die Zeit damit, immer neue Händel mit der Krone zu suchen. Sie arrogirte sich zwar die Rechte einer Volksvertretung, lehnte aber zaghaft den Gedanken ab, die Kraft einer wirklichen

Volksovertretung zu erlangen. Unter diesem Regime zeigten sich in England bald auf der ganzen Linie des öffentlichen Lebens beängstigende Symptome; die Gesellschaft war unzufrieden, die Währung nahm zu und die Stimmung wurde allmählich vollkommen revolutionär. Nur eine Hilfe war denkbar: den kulturell und politisch reifen Schichten mußte ohne Bedenken rasch das Parlament geöffnet werden. Das geschah. Ueber Nacht wurde durch die große Reformbill vom Jahr 1832 die Zahl der Wähler verfünffacht. Und was war die Folge? Ein rasches, in der Weltgeschichte beispielloses Aufblühen Englands, das jähe Emporschießen der britischen Weltherrschaft. Der Anfang dieser Epoche fällt haarscharf mit der Zulassung der breiten Volksschichten in das Haus der Gemeinen zusammen. Das ist unser Vorbild. Wer dieses Beispiel sieht, muß von ihm auch Lehre annehmen. Ich für meine Person bin ein gelehriger Schüler der Weltgeschichte. Und nun gilt es, in den Kampf zu ziehen. Freilich sind wir heute im Parlament vereinsamt; wir haben keine Gefolgschaft. Das ist schlimm; aber verzagen wollen wir trotzdem nicht. Aller Anfang ist schwer: und gerade dieser sollte leicht sein? Wenn unser Parlament bisher die Passion hatte, seine Politik ohne das Land zu machen, so wird diesmal hoffentlich das Land sich den Luxus erlauben, ohne das Parlament Politik zu machen, — ja, vielleicht sogar gegen das Parlament. Das hängt ganz von den geehrten Herren ab, die jetzt an der Spitze der Parteien stehen. Wenn sie sich nicht entschließen, das Volk zu Reformen und zur Freiheit zu führen, wird die Volksströmung sie hinwegschwemmen. Wir haben den Muth gehabt, die Frage in den Vordergrund unseres Programmes zu stellen. Das war die entscheidende That. Nur ein sehr naives, von der Kulturgeschichte der Menschheit unbelehrtes Gemüth kann ja glauben, daß solche Probleme, sobald sie einmal auf die Tagesordnung gestellt sind, durch List oder Gewalt jemals wieder verdrängt werden können; sie erzwingen gegen alle Gewalten eine befriedigende Lösung.“

Das ist (ziemlich genau) der Gedankengang des ungarischen Reformministers. Gestern noch ein Outsider, heute ein Staatsmann großen Stils. Josef Kristoffy wird seinen Weg machen. Die sich groß Dünkenden, die ihn bespötteln, an ihrem eigenen Phrasenschwulst sich berauschen und nur an die Unsterblichkeit ihrer werthen Person glauben, werden längst vermodert sein, wenn dieser kühne Neuerer noch im dankbaren Gedächtniß der Rassen fortlebt, für deren politisches Recht und menschenwürdiges Dasein er mannhaft eingetreten ist. Die feudal-kerikalen Mächte haben im ungarischen Parlament heute ihr letztes Bollwerk. Fällt auch dieses, so ist Europa bis an die Pforte des Ostens von den Miasmen der Reaktion befreit. Und gelingt das Werk, so knüpft sich ein ansehnlicher Theil des Ruhmes an den gestern noch völlig unbekanntem Namen Josef Kristoffy.

Budapest.

Ministerialrath Josef Beszi.



## Der Thierhalter.

Ein bekanntes altes Volkslied, das die Leiden des „armen Dorfschulmeisterleins“ besingt, beginnt mit den Worten:

„Ich frage Dich, mein lieber Christ,  
Wer das geplagteste Thier wohl ist?  
Die Antwort lautet allgemein . . .“

Ja, seit Geltung des Bürgerlichen Gesetzbuches müßte sie eigentlich lauten: „Das geplagteste Thier ist der Thierhalter!“ Auf seinen Schultern ruht eine Verantwortung, der gegenüber die Last des Atlas nur ein Tennisball ist; und was das Schlimmste ist: sie ruht nicht einmal, sondern sie läuft auf ihren Beinen — meist auf vieren —, zu jeglichem Unfug bereit, in der Welt herum, wenn sie nicht gar, wie der Unglücksrabe Hans, außer ihren Hudebeinen auch noch Schwingen zur Verfügung hat. Wer ermißt, was Hufe, Hörner, Klauen, Schnäbel und Rastzähne für ein Unheil anrichten können, von der elementaren Wucht schwerer „Großvieh“-Leiber gar nicht zu reden! Und das Alles wird dem unseligen Thierhalter aufgelastet.

Man wird vielleicht meinen, Das könne nicht anders sein und sei gewiß schon immer so gewesen, weil die Thiere in früheren Zeiten eben so unvernünftig und auch wohl eben so zahlungsunfähig waren wie jetzt, so daß eben ihr Eigenthümer für sie denken und zahlen mußte. Aber man übersieht dabei Eins: die Grenzen der Verantwortung können sehr verschieden abgesteckt werden und sind erst jetzt so weit gezogen, daß in ihnen, wie weiland in der Arche Noah, „jegliches reines und unreines Vieh nebst allen Vögeln und Gewürm“ seinen Platz finden kann. Während nämlich das Gemeine Recht und die meisten sonst in Deutschland geltenden Rechte von dem Grundsatz ausgingen, daß man nur für wilde, ungewöhnliche und besonders bössartige Thiere unbedingt, für andere, besonders die üblichen Hausthiere, dagegen lediglich bei verabsäumter Aufsicht zu haften habe, und dann, in weiterer Ausgestaltung dieses Grundsatzes, eine größere Reihe von Einzelbestimmungen erließen, hat der Gesetzgeber des B. G. B. in pragmatischer Kürze dekretirt (§ 833): „Wird durch ein Thier ein Mensch getödtet oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist Derjenige, welcher das Thier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen“. Dazu noch eine Bestimmung über Den, der für den Thierhalter die Beaufsichtigung des Thieres übernimmt (es giebt ja noch solche leichtsinnigen Leute): und die Materie ist geregelt. „Wie er kurz angebunden war, Das war nun zum Entzücken gar“, könnte man, frei nach Faust, rufen; doch weniger kurz ist leider die Reihe der sich an diese Regelung knüpfenden Prozesse und „zum Entzücken“ ist das Ergebniß der bisherigen Rechtsprechung gerade auch nicht.

Wie ist man nun zu dieser drakonischen Strenge gegen den Thierhalter



gekommen? Abgesehen davon, daß auch hier, wie bei der Gewährleistung für verkaufte Thiere, das französische Recht als vorbildlich angesehen wurde, war der eigentliche Sündenbock der Lugsushund; von seinen Schandthaten wußte man grauenhafte Dinge zu erzählen; und mit ihm schor man dann jegliches haarige oder auch nur widerhaarige Vieh über einen Kamm. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß, zum Beispiel, große Doggen, die das Untrennen von Kindern und bresthaften alten Damen als Sport betreiben, oder bissige Terrier, die dem arglos Vorübergehenden von hinten in die Weine fahren, viel Unheil anrichten können; auch kleine, nichtönußige Köter, die aus dem Dunkel heraus durch einen kurzen, scharfen Blaff nervöse Leute erschrecken und die Gefahr des in Prozessen jezt so beliebten „Nervenchoch“ herausbeschwören, sind der Regel nach von Uebel. Aber was haben diese Unholde mit dem braven Zieh- hund, der als bloßes „Wjotenthier“ die schwere Arbeit der „Husthiere“ verrichtet, oder mit dem treuen Wächter des Hofes, ja, mit dem Polizeihund, einer Stütze der öffentlichen Sicherheit, gemein? Was vollends mit den übrigen Hausthierern, von denen höchstens der Gemeindegulle im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit zu Erzeßnen neigt und vielleicht noch der Ziegenbock manchmal kapriziöse Anwandlungen hat? Und andere als Hausthiere kommen ja kaum in Betracht; denn für den Menageriebesitzer, den Schlangenzüchter und die Sonderlinge, die etwa ihr Haus von einem Wären bewachen lassen oder ihr Garten-Aquarium durch einen jungen Alligator verschönern, war auch in den früheren Gesetzen durch besondere Bestimmungen über ungewöhnliche und gefährliche Thiere gesorgt. Bleibt nur noch ein Thier, das freilich besonders oft durch die Akten galopirt und auf dem die Fürsprecher der scharfen Fassung des Thierhalters mit Vorliebe herumreiten: das durchgehende Pferd.

Doch suchen wir uns zunächst die Bedeutung des § 833 klar zu machen. Die erste Frage ist: Wer hält das Thier? Natürlich nicht der Mensch, der es gerade am Zügel oder an der Leine „hält“ — Das hat selbst der kühnste Anwalt noch nicht zu behaupten gewagt —, aber auch nicht unbedingt der Eigenthümer, sondern Jeder, der es kraft eigenen Rechtes und für eigene Rechnung, sei es auch nur zeitweilig, besitzt, gebraucht und versorgt, also auch der Pächter, gewerbmäßige Entleiher u. s. w., nicht dagegen — zu seinem Glück! — der Sonntagstreiter und auch nicht der Kutscher, Futterer, Stallknecht; diese Kategorien von Angestellten bereiten aber wiederum besondere Schwierigkeiten: denn während sie dem Thierhalter gegenüber eine gewisse Verantwortung für ihre Pfleglinge übernommen haben, hat Dieser ihnen gegenüber die allgemeine Verantwortung aus § 833; welche von beiden Verantwortungen ins Leben zu treten habe, wenn, zum Beispiel, der futterneidische Gaul den Vetsorger seines Nachbargauls anbeißt oder der edle Renner seinen Trainer abwirft, ist im einzelnen Fall gar nicht leicht zu entscheiden.

Wer nun so mit einem Thier im wahrsten Sinn des Wortes behaftet ist, muß für allen Schaden, den es an Personen, Sachen oder Mitthieren anrichtet, unbedingt aufkommen, es sei denn, daß der Schade auf eigenes Verschulden des Beschädigten (§ 254 B. G. B.) oder auf höhere Gewalt zurückzuführen ist. Mit diesen Ausnahmen hapert es aber auch manchmal bedenklich: das Verschulden der Beschädigten muß schon in recht erheblichem Maße „ursächlich mitgewirkt haben“ haben, führt mitunter auch nur zu einer Vertheilung des Schadens; und die höhere Gewalt (Naturereigniß, unberechenbarer Zufall) spielt da keine Rolle, wo sie nur vermöge ihrer Einwirkung auf die vom Reichsgericht stets betonte „thierische Natur“ des Schadenstifters Unheil erzeugt hat; denn diese ist stets auf das Konto des Thierhalters zu setzen. Haben etwa Donner und Bliz ein Pferd scheu gemacht, so ist seine „thierische Natur“ für das Weitere verantwortlich, weil ein Mensch, selbst wenn er sich noch so sehr vor dem Gewitter fürchtet, deshalb doch nicht nach hinten ausschlägt oder in wildem Galop Alles über den Haufen rennt. Im selben Sinn sind zwei Fälle entschieden, in denen durch die Kraft des Windes einmal aufgehängte Wäsche, das andere Mal das indiscret aufgeblähte Kleid einer Radlerin die Pferde zum Durchgehen veranlaßt hatte; denn der Anblick dieser Dinge hätte — namentlich im zweiten Fall — für ein mit Betrunkenheit begabtes Wesen überhaupt nichts Erschreckendes gehabt. Man sieht, daß hier nach für die „höhere Gewalt“ gegenüber der „thierischen Natur“ nicht viel Spielraum bleibt; sie müßte denn schon mit ganz groben Mitteln arbeiten, etwa im Wege des Erdbebens schwere Pferde- und Ochsenleiber direkt auf die Menschen werfen, was sie ja zum Glück nur sehr selten thut.

Im Allgemeinen mag man also immerhin davon ausgehen, daß die Haftung des Thierhalters eine unbedingte und unbeschränkte ist. Was Dies bedeutet, läßt sich am Besten durch die folgenden — zum größten Theil nicht ausgeklügelten, sondern der Praxis entnommenen — Beispiele zeigen. Ein Bäuerlein, das aus der Stadt heimfuhr, nahm einen wegmüden Arbeiter aus Gefälligkeit mit auf den Wagen; bald darauf begegnete ihm ein von einem betrunkenen Knecht kutschirtes Bierfuhrwerk. Der Knecht, der sich vielleicht im Größenwahn des Rausches für den Chauffeur eines Automobils hielt, fauete in rasendem Tempo so hart an dem Bauernwagen vorbei, daß dessen Pferde sich bäumten und den Wagen in den Straßengraben warfen; hierbei fiel der mitgenommene Arbeiter so unglücklich, daß er an den Folgen des Sturzes starb. Da nun von dem trunkenen Knecht natürlich nichts zu bekommen war, so mußten sich die Hinterbliebenen des Arbeiters für den Verlust ihres Ernährers an dem Bäuerlein „erholen“ (um diesen prächtigen Ausdruck des Gerichtsdeutsch zu gebrauchen): und das zahlt ihnen nun, in schmerzlicher Erinnerung an seine Gefälligkeit, vierteljährlich beträchtliche Renten von ziemlich

unabsehbarer Dauer aus. Der Arbeiter selbst hatte ja wenigstens, „da er getödtet war“ (wie das Reichsgericht in solchen Fällen so weise sagt), „keinen Schaden erlitten“; sonst müßte der Bauer Den auch noch mit unterhalten. Wer kann dem Bauern verdenken, daß er seitdem, sobald sich ihm auf der Landstraße ein müder Wanderer nähert, unter heftigem Kopfschütteln wie toll auf seine Pferde einhaut — obwohl auch Das für einen Thierhalter keineswegs unbedenklich ist — und hilflos am Wege Liegende überhaupt nicht mehr sieht?

Ein anderer Bauer hielt ruhig mit seinem Gespann am Wege, als ein vorüber schnaufendes Automobil seine Pferde scheu machte, ihn sammt Wagen umwarf und Beide mehr oder weniger beschädigte; dabei paßte aber dem Automobil und seinen Insassen das Selbe: und Alles fand sich friedlich im Straßengraben zusammen. Der Bauer verlangte Schadenersatz und war nicht wenig verdußt, zu erfahren, daß er vielmehr noch den Schaden der Automobilfahrer zu tragen habe; man suchte ihm vergeblich klar zu machen, daß Pferde zwar eine „thierische Natur“ haben, Benzinmotoren aber nicht, und daß man für Pferde ohne Weiteres haftet, für Motoren dagegen nur bei nachweisbarem Verschulden. Ja, Bauer, Das ist ganz was Anderes! Ähnlich endete ein Fall, in dem ein Automobil im Vorbeifahren ein in einem Thorweg haltendes Gespann scheu machte; während das Schnauserl unbeirrt weiter raste, sprengten die wild gewordenen Pferde durch die Dorfstraße und überfuhrten einige Kinder und allerlei Geflügel. Der Leidtragende war auch hier der Pferdebesitzer, da dem Automobilführer keine Polizeiwidrigkeit nachzuweisen war.

So weit das Pferd; kommen wir nun einmal auf den Hund. Eduard, der hoffnungsvolle, aber noch nicht strafmündige Sohn einer Spitzbubenfamilie, greift durch das Gartengitter des Nachbarn, um sich dessen reife Pfirsiche anzueignen; der Haushund Tyras, der hierin mit Recht einen „Eingriff“ in eine fremde Rechtssphäre sieht, fährt zu und beißt Eduard in die langen Finger. Ach, in welchen bösen Handel hat damit der wohlmeinende Hund seinen Herrn verwickelt! Denn nun erscheint Eduards Vater — als ehemaliger Kriminalstudent nicht ohne juristische Schulung — und verlangt Ersatz der Kurkosten; ja, noch mehr: da Eduards Hand verstümmelt ist, erhebt er eine Feststellungsklage dahin, daß der Hundebesitzer verpflichtet sei, den Ausfall an künftiger Erwerbsfähigkeit zu erzeigen, und zwar nicht nur dem Eduard selbst, sondern auch dessen Eltern für den Fall, daß sie der Hilfe bedürftig werden und auf Eduards Beitrag zu ihrem Unterhalt angewiesen sind. (Solche Klagen sind ausdrücklich für zulässig erklärt). Er weist nach, daß Eduard dereinst, bei Weiterentwicklung seiner Fähigkeiten, einen reichen Erwerb gehabt hätte (welcher Art dieser Erwerb voraussichtlich gewesen sein würde, braucht nicht näher untersucht zu werden), der ihm nun durch den Hund abgeschnitten (oder richtiger: abgebißen) ist; ja, Eduard erfährt bei dieser Gelegenheit zu seiner

freudigen Ueberraschung, daß er eigentlich schon bisher die Stütze der Familie gewesen ist. Die Ueberraschung des Thierhalters ist dagegen eine weniger freudige. Ein anderer Fall. Der sechsjährige Willy, eine impulsive Natur, ärgert den Kettenhund Sultan durch Fraßschneiden, wobei er noch durch Riegeln mit einem Strohhalme ein Bißchen nachhilft, bis Sultan die Geduld verliert, zuschnappt und den Schäfer in die Nase beißt. Verlauf wie im vorigen Fall: Willy hat den Hund gereizt, ist aber, da er das siebente Lebensjahr noch nicht vollendet hat, juristisch handlungsunfähig; von einem „Verschulden“ kann bei ihm daher nicht die Rede sein und eine „höhere Gewalt“ ist sein Fraßschneiden auch nicht, ja, nicht einmal ein unvorhersehbarer Zufall, da Kinder nach alter Erfahrung gern dieser Beschäftigung obliegen.

Auch Raben sind kaum weniger gefährlich. Sie saufen nicht nur gern fremde Milch aus — was ihnen selbst meist nicht schadet —, sondern sie sind und bleiben auch Raubthiere. Hat nun etwa Hünze, der Lieblingskater des Fräuleins Eulalia Tugendreich, sich den sprechenden Papagei ihres Gegenübers, des Rentiers Brummig, geholt, so sind die Folgen dieser Kater-Katastrophe ganz unabsehbar. Fräulein Tugendreich ist gewiß ganz unschuldig; sie hat ihren Hünze zu einem Mäuserkater erzogen, aber doch die „thierische Natur“ nicht ganz zu überwinden vermocht. Sie muß also als Schadenersatzpflichtige „den Zustand herstellen, der bestehen würde, wenn der zum Ertrag verpflichtende Umstand nicht eingetreten wäre“ (§ 249 B. G. B.). Das heißt: sie mag sehen, wie sie zu einem sprechenden Papagei für Herrn Brummig kommt. (Müßte er nicht eigentlich sogar genau das Selbe sprechen wie der hingemordete?) Wie nun aber, wenn Brummig statt des Papageien einen kräftigen Kollkraben hält, der seinen Schnabel nicht nur zum Sprechen gebrauchen kann und, wenn auch arg gerupft und zerkratzt, als Sieger aus der Raßbalgerei hervorgeht? Wer erstreitet nun in dem Prozeß Tugendreich contra Brummig den Schadenersatz: die Rabenhalterin oder der Kollkrabenhalter? Die Feststellung, welches Thier „angefangen“ und das andere in Nothwehr versetzt hat, wird schwierig sein. Oder ein großer Hund springt bellend vor fremden Kutschpferden herum, sie gehen durch, verletzen sich, den Hund, den Kutscher und andere Personen. Diese halten sich an den Pferdebesitzer. Dieser wiederum an den Hundebesitzer; und vielleicht auch umgekehrt. Wer trägt wohl schließlich den Schaden?

Das ist nur eine kleine Blüthenlese vom Goldenen Baum des Thierhalterlebens. Sie ließe sich leicht vermehren, zumal wenn man noch andere ergiebige Thiere, wie Ziegenböcke und Stiere, hinzunähme. Man denke nur an Gellerts berühmten „Mann im Eyerland“! Wie wäre es dem Unglücklichen erst unter der Herrschaft des B. G. B. ergangen! Zwar führte er sein Kamel der Vorschrift gemäß am Halsband, aber Das nützt ihm nicht, da es trotzdem ohne ersichtliche höhere Gewalt — also offenbar in Folge seiner thierischen

Natur — „urplötzlich scheu zu werden“ anfing. Was Alles mag es bei seinem Durchgehen angerichtet haben! Zum Mindesten hat es doch sicher den Brunnen, in den sein Herr geflüchtet war, beschädigt und nervöse Leute durch seine „gräßlichen Geberden“ erschreckt und vielleicht krank gemacht. Das verpflichtet zum Ertrag der Kurkosten und in manchen Fällen zu lebenslänglichen Renten.

Aber Spaß bei Seite: wie will man diese grenzenlose Haftung des Thierhalters rechtfertigen, während doch grundsätzlich jede außerkontraktliche Haftung ein Verschulden oder mindestens einen ihm gleichgestellten vertretbaren Umstand voraussetzt? An Versuchen hat es nicht gefehlt. Man hat darauf hingewiesen, daß, wenn Keiner die Schuld trage, immerhin doch Einer den Schaden tragen müsse, und zwar der Thierhalter eher als der Verletzte, weil er mit dem Nutzen oder der Annehmlichkeit des Thierbesitzes auch dessen Nachteile in den Kauf nehmen könne und obendrein meist der Vermöglichere sei. Diese letzte Voraussetzung trifft aber bei den gewöhnlichen Hausthieren durchaus nicht regelmäßig oder nur gewöhnlich zu — man braucht noch nicht einmal an den Zughund des armen Mannes, die Milchziege der Witwe oder den Kops des alternden Fräuleins zu denken — und die sonstige Begründung ist eine juristische Anomalie. Wenn ich durch eine fremde leblose Sache verletzt werde, ohne daß einem Menschen ein Verschulden beizumessen ist, kann ich auch nicht den Eigenthümer, weil er den Nutzen von der Sache hat, in Anspruch nehmen, sondern muß meinen Schaden selbst tragen. Es ist nicht abzusehen, weshalb es bei Beschädigungen durch die üblichen und der Regel nach nicht gefährlichen Hausthiere anders sein sollte; die vielbesprochene thierische Natur ist auch in diesem Sinn nur eine Elementargewalt und es liegt eben ein unabwendbarer Zufall vor, mit dem sich Jeder, „dens trifft“, abzufinden hat und den man ohne Ungerechtigkeit keinem Anderen aufbürden kann. Das hat nun Fortuna einmal so eingerichtet und daran kann der Gesetzgeber auch nichts ändern.

In der That werden immer mehr Stimmen laut, die eine Beschränkung des § 833 für die gewöhnlichen Hausthiere fordern; ob man dabei den Luxus-thieren doch wieder eine Ausnahmestellung einräumen soll, ist Ansichtssache. Die Grenze zwischen Bedürfnis und Luxus wird hierbei recht schwer zu ziehen sein; und das selbe Thier kann dem Eigenthümer bald mehr für sein Bedürfnis, bald mehr für seinen Luxus dienen; wer entscheidet dann, ob seine Unthaten in eine Bedürfnis- oder in eine Luxus-Periode fallen? Das ist einstweilen aber nebensächlich. Jedenfalls muß mit dem Prinzip der unbeschränkten Haftung gebrochen und das Verschuldungsprinzip wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Haftet man doch, zum Beispiel, für den Unfug kleiner Kinder auch nur bei verletzter Aufsichtspflicht; und wer möchte behaupten, daß die Ausschreitungen der kindlichen Natur weniger vernunftwidrig, häufig oder schädigend seien als die der thierischen? Raz und Roriz könnten jeden Zweifler leicht vom Gegentheil überzeugen.

Eine Novelle zum § 833 wird also wohl schließlich nicht zu umgehen sein. Aber bis es dahin kommt, kann wohl noch mancher schuldlos verurtheilte Thierhalter, wenn er Bibelsprüche nach Bedarf zusammenzustellen versteht, verzweifelt ausrufen: „Der Gerechte muß viel leiden um seines Viehes willen!“ Ein weitverzweigter „Thierhalter-Schutzverein“ wäre, so lange die Versicherung für solche Schäden den unbemittelten Thierhaltern noch zu theuer ist, eine segensreiche Errungenschaft.

Wenn die erhoffte Novelle zugleich der üppig ins Kraut schießenden Juristenweisheit über die „Ausflüsse der thierischen Natur“, die „thierischen Triebe“ und das „willkürliche und selbständige Handeln“ des — dabei doch triebmäßig bewegten! — Thieres ein frühzeitiges Ende bereite, so wäre dieser Verlust wohl auch zu ertragen. Wie knifflige Untersuchungen hierbei unterlaufen, davon mögen uns zum Schluß zwei thatsächlich entschiedene Fälle einen schwachen Begriff geben. Erster Fall. Ein edler Jagdhund war von einem böseartigen Fleischerhund angegriffen worden und hatte in wilder Flucht eine Frau mit Kind überrannt. Dies Hundedrama gab dem Oberlandesgericht viel zu denken. „Hat hier“, so fragte man sich, „ein äußeres Ereigniß auf den Körper oder die Sinne des Jagdhundes mit einer Gewalt eingewirkt, der Thiere dieser Art nach physiologischen Gesetzen nicht widerstehen können?“ Man versetzte sich in die Seele des Jagdhundes, kam aber schließlich doch zu der Entscheidung, daß die Ursache seiner Flucht nicht in einem Ereigniß, sondern „in dem beklaglichen Hunde selbst, in seiner thierischen Natur“ zu suchen sei. „Denn es ist nicht die Regel, daß ein Jagdhund durch den Angriff eines Schlächterhundes in einen Zustand so hochgradiger Furcht und Bestürzung versetzt wird, daß er flüchtig werden muß und sogar dazu kommt, ruhig dastehende Personen umzurennen; auch für den beklaglichen Hund war deshalb zu seinem Verhalten keine zwingende Veranlassung gegeben.“ Hm . . . Weiß man's denn? Man frage erst einmal den „beklaglichen Hund“ selber oder lasse einen wild gewordenen Schlächterhund gegen den edlen Leib anrennen! In dem zweiten Fall war ein lebensmüder Droschkengaul schließlich vor Altersschwäche einfach umgefallen; nachdem man ihn physisch und moralisch aufgerichtet hatte, fiel er doch gleich wieder um, und zwar diesmal auf einen Vorübergehenden. War Das nun eine „willkürliche Handlung“, eine „Eigenbewegung und selbständige Kraftentfaltung“ des Thiers? Das Landgericht hatte es angenommen; wir werden es mit dem Oberlandesgericht verneinen. Denn (ach!) die Willkür hatte sich das arme Thier wohl längst abgewöhnt, seine angebliche Kraftentfaltung war nur die „Aeußerung der auf das Thier wirkenden Schwerkraft, der seine eigenen Kräfte nicht mehr gewachsen waren“; und, so werden wir hinzufügen dürfen, als selbständig war das Thier auch nicht anzusehen, da es ja von selbst gar nicht mehr stehen konnte. Quod erat demonstrandum.

Otto Reinhold.



## Neue Geschichtsphilosophie.

**I**n Jahrhundert mähfälliger wissenschaftlicher Kleinarbeit liegt hinter uns. Die Wissenschaft der auf ihre neu entdeckte Vernunft stolzen Menschheit hatte weitere und immer weitere Flügel gewagt, hinaus ins Reich des Absoluten, in kharistischem Drang. Bis sie der Sonne zu nah gekommen war, bis ihre Flügel sich auflösten und sie niederstürzte. Um sich nie wieder zu erheben? Fast konnte es so scheinen. Alle gedankenstarke Weltbemeisterung gerieth in Verruf. Kein Fliegen sollte mehr gestattet sein, nicht einmal ein Springen von Stein zu Stein: Schritt vor Schritt sollte man bedächtig vorschreiten, keinen Fuß einem Grunde anvertrauen, der nicht durchaus unterjocht und gesichert war. Das war von jetzt an die Lösung. „Treue im Kleinen“ ward der Wahlspruch der Forschung; und wenn auch einige Könige der Induktion, ein Helmholtz, ein Pasteur, ein Herz, ganze Paläste neuer Weltkenntniß aufrichteten, sero perennius, so war es doch im Allgemeinen eine Zeit mehr der Geduld als des Geistes, mehr des Schweißes als des Genies, mehr des Siphleisches als des Gehirns. Die „Sammler“, die „Fachmenschen“, über die Goethe und Ibsen die volle Schale ihrer Verachtung ausgoßen, waren die beati possidentes, alle „Philosophie“ galt für leeres Gewäsch („konstanter Mißbrauch einer eigens zu diesem Zweck erfundenen Terminologie“) und der gesammte Betrieb der Wissenschaft nahm unerkennbar mehr und mehr einen handwerklich-zunftmäßigen Charakter an. Als ein charakteristisches Zeichen dafür kann angeführt werden, daß die Mehrzahl der ganz großen Geister der Periode, ein Schopenhauer, ein Marx, ein George, ein Darwin und Buckle, sich außerhalb der Universtitäten hielten und zum großen Theil gegen sie durchsetzten.

Sollen wir diese Wandlung beklagen? Alles, was ist, ist vernünftig. Sie war notwendig. Der Gedankenpalast einer neuen Weltanschauung, der neuen — wagen wir das Wort — Philosophie konnte nur auf einem mächtigen Fundament gesicherter Thatfachen erbaut werden. Und diese unendliche Lebenszeit verschlingende Kleinarbeit konnte nur der wissenschaftliche Handwerker in seiner Vereinigung leisten: nur der „Rassentritt der Arbeiterdattillone“ konnte das unendliche Feld in wenigen Generationen abschreiten. Ungeheures ist hier geleistet worden und dafür hat die eigentliche Wissenschaft, die Welt der Denker, doch nur einen mähigen Preis bezahlt, wenn sie eine Weile ins Dunkel weichen und den Dunkel der „Fachmenschen“ ertragen mußte. Jetzt ist ihre Zeit wieder gekommen. Das „erste Material“ ist zu solchen Bergen angewachsen, daß es die Sammler zu verschütten droht. Jetzt erkennen schon die mittleren Köpfe, daß es neuer Ordnung, neuer Synthesen, daß es des Denkens und des Denkens bedarf, um Ordnung und Uebersichtlichkeit in das „erste Material“ zu bringen; daß dieses in dem chaotischen Zustand der reinen Sammlung viel mehr ein mechanisches Hinderniß als eine Förderung der Wissenschaft darstellt: und überall regt es sich von kühnen Neuverern, die sich durch das Tabu der alten Generation, „treues Forschen im Kleinen“, nicht mehr abhalten lassen, zu ordnen, zu verallgemeinern, den Thatfachen und Dingen den Herrn statt den Diener zu zeigen. Von den Naturwissenschaften aus geischen Probestöße ins Reich der philosophischen Romantik, in die „für immer überwundene“ Metaphysik, und in den Geisteswissenschaften rüttelt eine junge Denkergeneration noch viel ungeduldiger an den alten Doktrinen. Die Soziologie, eine ganz junge, noch gar nicht legiti-

mirte und doch schon so mächtige Wissenschaft, strebt ganz offen nach den höchsten Abstraktionen, nach — *horribilo dictu* — Gesetzen des menschlichen Gemeinlebens. In ihren beiden Hauptprovinzen regt es sich zugleich: in der Politischen Oekonomie hebt sich das verdeckte „deduktive Verfahren“ immer drohender aus dem Grabe, in das die Vulgärökonomie es auf immer gebannt zu haben glaubte; und in der Geschichtswissenschaft ist der Kampf der Universalhistoriker gegen die Pragmatiker und Diplomatiker längst über das Stadium der Vorpostengefechte hinaus zu einer Schlacht auf Tod und Leben gediehen.

Zwei bedeutjame universalhistorische Arbeiten werden jetzt wieder um das Verständnis des gebildeten Deutschland; beide von deutschen Hochschullehrern der Geschichte verfaßt, beide Rechtfertigung früherer und Programm künftiger Arbeiten, beide in ihrem Hauptinhalt seit einiger Zeit aus zerstreuten Aufsätzen bekannt und dennoch beide hochvollkommen als gereifte Früchte langjähriger Arbeit. Und hochvollkommen ferner, weil sie einander viel mehr ergänzen, als ihre Verfasser selbst wohl gegahnt haben und heute schon zugeben möchten.

Kurt Breysig, der berliner Professor, legt nämlich in seinem Büchlein: „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte“ dem Nachdruck auf die äußeren Formen, Karl Lamprecht, der leipziger, in seiner „Modernen Geschichtswissenschaft“ auf die inneren Kräfte der Weltgeschichte. Zener geht gleichsam als Anatom, Dieser als Physiologe an sein Objekt heran; während Breysig mehr morphologische Typen auszuweisen und klar zu umgrenzen bestrebt ist, mäht sich Lamprecht mehr darum, die Kräfte darzustellen, die aus einer Form die andere zu entwickeln suchen, Kräfte, die natürlich in einer Wissenschaft von menschlichen Handlungen nur psychologische sein können. So ergänzen beide Bestrebungen einander vielfach; und wenn man zugeben dürfte, daß Jeder der beiden Denker schon ganz das Richtige getroffen hätte, so würde eine Kombination der beiden Gedankenreihen in der That Anatomie und Physiologie der Weltgeschichte aufklären und so das Ideal aller Geschichtsphilosophie erreichen.

Wenn ich versuchen werde, zu begründen, warum meines Erachtens keiner der beiden Historiker zu seiner Hälfte das ihm gesteckte Ziel völlig erreicht hat, so möchte ich doch keinen Zweifel darüber lassen, daß ich mich Beiden für reichliche Anregung und Belehrung verpflichtet fühle. Schon der bloße Versuch, des unendlichen Stoffes durch gedankliche Bemeisterung Herr zu werden, wäre des höchsten Dankes werth, selbst wenn die Mittel ganz untanglich und der Erfolg gleich Null wäre. Hier ist aber viel Werthvolleres geleistet.

Da das Morphologische zum Verständnis des Physiologischen unerlässlich ist, beginne ich mit Breysigs „Stufenbau“. Er hat eine schon früher manchemal als halbe Andeutung hingeworfene Idee in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen und Gedanken gestellt, die gesetzmäßige Abfolge gewisser Stufen namentlich der äußeren Organisation, aber auch des inneren Seelenlebens in der Entwicklung der Völker: Urzeit, Alterthum, Mittelalter, neue und neueste Zeit. Die ganze Reihe dieser Stufen bietet ununterbrochen nur eine Völkergeschichte dar, die der romanisch-germanischen Nationen Westeuropas. Die anderen Volksgruppen, deren Entwicklung und die Geschichte überliefert oder deren Status und die heutige Ethnographie darbietet, zeigen uns nicht die selbe Vollständigkeit der Stufenfolge: entweder tauchen ihre Anfänge in den Nebel der ungeschichtlichen, vorgegeschichtlichen Zeit, so daß sie



uns erst in ihrem Mittelalter (Hellenen) oder gar in ihrer Neuzeit (Römer) erkennbar werden; oder sie haben die späteren Stufen nicht mehr erreicht, weil stärkere fremde Einflüsse ihren Werdegang zu früh unterbrachen oder weil die ihnen gewährende Zeit, die Natur ihrer klimatischen Umgebung oder vielleicht ihre Rassenbegabung es ihnen verwehrte, die höheren Staffeln der Kulturleiter zu erklimmen. Schon aus diesem äußeren Grund muß jene einzige ununterbrochene Abfolge der Stufen in der romanisch-germanischen Volksentwicklung als Maßstab einer universal gedachten Geschichtsbeschreibung gewählt werden und verdient diese Bewertung um so mehr, als es sich augenscheinlich um die endgiltig letzten Sieger im Kampf ums Dasein der Kulturträger handelt: der Germane mindestens im Sinne Houston Stewart Chamberlains, als Kelto-Germano-Slave, der Besitzer dreier ganzer Welttheile (Europa, Amerika und Australien) und des besten Theiles der zwei übrigen ist der Herr des Planeten in alle Zukunft. Sein unangreifbares Siedlungsgebiet wird in wenigen Jahrhunderten das Vielfache der Seelenzahl umfassen, die im Siedlungsgebiet seines einzigen in Betracht kommenden Wettbewerbers, des gelben Mannes, Raum hat. Hier ist also der Maßstab, mit dem Freysig auch die übrigen Völkergeschichten zu messen unternimmt. Es handelt sich ihm darum, für irgend ein Volksindividuum, sobald es in der Ueberlieferung oder ethnographischen Schilderung zum ersten Mal auftaucht, festzustellen, auf welcher „Stufe“ es sich befindet, ob in seiner Urzeit oder in seinem Alterthum, seinem Mittelalter u. s. w.; und, wenn die Beobachtung durch größere Zeiträume möglich ist, ferner festzustellen, ob die morphologische Entwicklung in der selben Richtung und durch die selben Stadien geht wie in der Entwicklung der als Norm betrachteten europäischen Geschichte.

Man begreift mit einem Blick, von wie großer Bedeutung es für die gedankliche Bewältigung des historischen Stoffes wäre, wenn sich beide Fragen unzweideutig beantworten ließen. Man würde von da an statt der Millionen Einzelthaten, die über Psychologie, Kulturbetrieb, Politik, Wirtschaftsleben und Entwicklungsrichtung aller Völker überliefert sind, sich nur die Normalstadien eines sozusagen schematischen Volkes einzuprägen haben und hätte damit ein Fachwerk, einen Registrirapparat gewonnen, der uns gestattete, all die Einzelthaten bequem und übersichtlich einzuordnen. Mehr noch: wir hätten damit einen Probestein gewonnen, der uns zum ersten Mal ermüßlichte, das historische Gold mit Sicherheit von Tombak und Messing zu scheiden. Denn wir könnten uns dann viel mehr von unseren Quellen unabhängig machen. Was den Varden, Chronisten, Geschichtsschreibern und Historikern überaus wichtig erscheinen mußte, weil sie aus ihrer geistigen Haut, aus ihrem Milieu mit seinen Antipathien und Sympathien, seinen Werthsetzungen und Superstitionen nicht herauszuschlüpfen konnten, das würde uns vielfach als äußerst unwichtig erscheinen, sobald wir den Standpunkt über Raum und Zeit des absoluten Historikers erreicht hätten. Und umgekehrt würde manche nebenbei hingeworfene Notiz, manche Andeutung, aus der politische, soziale und seelische Zustände rekonstruirt werden können, für uns eine Wichtigkeit gewinnen, von der der Autor nichts ahnen konnte, als er die Notiz machte. Was heute alle Historik ablenkt und zum Theil in der Wurzel verjährt: daß sie immer un coin de la nature vu à travers d'un tempérament bleibt, das ließe sich durch solchen internationalen (richtiger: supranationalen) Maßstab überwinden und wir würden uns einem Standpunkt wenigstens nähern, wo eine „nationale“ Historik als Wissenschaft gerade so als lächer-

liches Un Ding erschiene wie eine japanische Chemie oder eine amerikanische Astro-  
nomie. Und dann erst könnte die Geschichtswissenschaft anfangen, uns Lehrerin zu  
sein: *savoir pour prévoir*.

Wenn dieses Ziel auf dem von Breyfig gesuchten Weg erreichbar sein soll,  
so ist Vorbedingung alles Anderen, daß sich ein beliebiger Entwicklungszustand,  
in dem uns die Ueberlieferung oder die Beobachtung ein beliebiges Volkindividuum  
zeigt, mit wenigstens einiger Schärfe (allzu viel darf man ja nicht verlangen) als  
eine von Breyfigs „Stufen“ diagnostizieren läßt. Das kann nur möglich sein, wenn  
in der That, wie die Voraussetzung ist, alle Völker eine in den Hauptzügen gleiche  
Abfolge gleicher Stufen durchlaufen; eine Art von „Wiederkehr des Gleichen“ in  
der Geschichte. Mit aller Konsequenz erfaßt, wäre Das eine tief pessimistische Welt-  
auffassung. Dann wäre die Menschheit dazu verdammt, dem Sisyphus gleich immer  
den selben Stein emporzuwälzen, um ihn, dicht am Gipfel, wieder hinabrollen zu  
sehen. Die „Neuzeit“ der mittelländischen Kulturwelt endete in Völkertod. Da-  
nach müßte auch unsere „Neuzeit“ so enden; neue Barbaren, etwa Russen oder  
Chinesen, müßten den Stein der Civilisation wälzen, bis auch sie ihr „natürliches“  
Ende finden würden. Ich glaube nicht, daß Breyfig sich die Zukunft so vorstellt  
und sich damit den Anhängern des „Gesetzes der cyllischen Katastrophen“ gefällt;  
aber es liegt unzweifelhaft in der Konsequenz seiner Gedanken.

Never mind: wenn er Recht hätte, müßten wir uns auch mit einer pes-  
simistischen Auffassung abzufinden wissen; die Forschung nimmt keine Rücksichten auf  
unsere Gefühle. Aber ich glaube, man kann zeigen, daß er nicht Recht hat. So  
weit ich zu sehen vermag, läßt sich die Identität seiner „Stufen“ und die Regel-  
mäßigkeit ihrer Aufeinanderfolge für die Stadien bis zum „Mittelalter“ leidlich,  
für Urzeit und Alterthum sogar recht gut, nachweisen: aber die beiden „Neuzeiten“,  
die wir kennen, die der mittelländischen (hellenistischen) und der westeuropäischen  
Geschichte, sind einander außerordentlich unähnlich, im Politischen, Sozialen, Wirth-  
schaftlichen und Psychologischen. Hier hat die neuere Entwicklung augenscheinlich  
in eine ganz andere Richtung abgebogen, folgt sie ganz neuen inneren „Tendenzen“.  
Damit aber verliert Breyfigs Auffassung viel von ihrer beanspruchten Allgemein-  
gültigkeit und prinzipiellen Kraft.

Ich möchte hier nicht einen ausführlichen Vergleich der beiden von Breyfig  
als annähernde Aequivalente aufgeführten Zeitalter versuchen. Doch wird auch der  
Hinweis genügen, daß die hellenistische „Neuzeit“ alle Symptome der Völkerschwind-  
sucht, des reizend schnellen Aussterbens der kulturtragenden Nationen, aufweist,  
während unsere Neuzeit charakterisirt wird durch eine eben so schnelle Vermehrung  
der Kulturträger. Es ist nur ein anderes Gesicht der selben Thatsache, daß in  
jener Epoche eins der vorhandenen Kulturcentren nach dem anderen verschwand,  
aufgefogen von jüngeren, noch lebenskräftigeren, bis zuletzt nur noch das eine Rom  
übrig war, während heute ein Kulturcentrum nach dem anderen neu entsteht, zu  
Blüthe und Macht aufsteigt, ohne daß die anderen dabei zu sinken brauchen. Denn  
damals sogen die Centren, wie Waalströme, alle Menschen ihrer Peripherie in sich  
hinein, um sie fast spurlos verschwinden zu lassen, während heute umgekehrt die  
Völker der Kultur unererschöpflichen Menschenquellen gleichen, die ihre Ströme radiär  
nach allen Seiten hin entsenden, um überall neue Kulturen zu erzeugen. Und  
Dem entspricht die Verschleichenheit der inneren Entwicklung. Wie die Mittel-

nationen, so verschwanden in der hellenistischen Neuzeit auch die Mittelklassen; die sozialen Nivobaren rückten immer gefährlicher an einander, der „soziale Gradient“ ward immer größer, bis die ungeheure Spannung sich in katastrophalen Ummäulungen entlud: unsere Neuzeit aber sieht gerade eine fröhliche Entwicklung der Mittelklassen; die Nivobaren rücken auseinander, der soziale Gradient wird kleiner und die Gefahr eines katastrophalen Einsturzes rückt immer fernher statt näher. (Um einem wahrscheinlichen Einwand zuvorzukommen: Rußland ist nach Brenfigns Stufenauffassung noch nicht in der „Neuzeit“ angelangt.) Diese unzweideutige Entwicklung zur Ausgleichung statt zur Verschärfung der inter- und internationalen Gegensätze hin zwingt uns, unserer Neuzeit eine ganz andere Zukunft zu weissagen, als sie die hellenistische Neuzeit erreicht hat; und so würde der neue Maßstab zwar gewisse Dienste für die Erkenntniß der primitiven Epochen leisten, aber gerade da unbrauchbar werden, wo es besonders interessant wird und wo ein Maßstab am Nächstesten ist: für die höchsten Stufen, für unsere Gegenwart und nächste Zukunft.

Wenn man den Ursachen dieser außerordentlich großen, man darf wohl sagen: polaren Divergenz nachgeht, so entdeckt man sie in den Verschiedenheiten der sozialen Klassengliederung und ihrer unmittelbaren Folge, der Wirtschaftgrundlage. Die hellenistische Neuzeit ruht ganz und gar auf Sklavenarbeit, die moderne Neuzeit ganz und gar auf freier Arbeit; aus dieser Wurzel wächst dort Tod, hier Leben. Und sobald man Das erkannt hat, erscheint Einem alle äußerliche Nefthlichkeit, die, wie zugegeben werden kann, wenigstens den ersten Abschnitten beider Epochen zukommt, als irrelevant, beinahe als irreführend, gegenüber dieser tiefen inneren Wesensverschiedenheit, die all unser Interesse mit Beschlag belegt. Die Emanzipation der Menschheit im wörtlichsten Wortsinne (denn mancipium heißt: Kriegsgefangener, Sklave) wird das große Thema der Historik; sie erscheint als das greifbare Werthresultat der geschichtlichen Entwicklung, die nun wieder, ganz im Sinn Hegels, als Fortschritt von der Knechtschaft zur Freiheit erscheint; und an die Stelle der pessimistischen tritt eine optimistische Weltanschauung. Nicht die Wiederekehr des Gleichen, nicht der ewige, ergebnislose Kreislauf der Menschenpassion, sondern eine Emporentwicklung zu immer neuen, immer höheren Formen des Kollektivlebens ist das beglückende Ergebnis der Untersuchung.

Daß Brenfign diese polaren Gegensätze übersehen konnte, daran möchte ich einem principium divisionis die Hauptschuld beimessen. Er klassifizirt seine Epochen im Wesentlichen nach ihrem „Nothigsten“ Charakterzuge, der äußerlichen Staatsform. Ich weiß, daß ihm Das mehr oder weniger als ein *pis aller* gilt. Seine feinsinnige Nachempfindungskunst würde lieber aus den Blättern am Baume der Volksentwicklung, aus Kunst, Wissenschaft und Religion, für die er eine fast weibliche Zartheit des Verständnisses besitzt, als aus Wurzel und Stamm seine Merkmale entnehmen. Aber dazu genügt die Ueberlieferung nirgends; und selbst da, wo die Quellen reichlicher sprudeln, droht fast unvermeidbar die Gefahr allzu subjektiver Bewertung. So blieben denn nur die gröberen Züge der Entwicklung, die allerdings fast überall mit genügender Klarheit erkennbar sind: aber sie bilden, um mit den Botanikern und Zoologen zu reden, leider keine „guten“ Kennzeichen. Das zeigt nicht nur das wichtigste Verkennen, das ich soeben nachzuweisen versuchte, sondern es tritt auch noch in manchen an sich weniger bedeutenden Willkürlichkeiten zu Tage. Brenfign bezeichnet, zum Beispiel, mehrfach den karthagischen

Staat als auf der Alterthumsstufe befindlich, und zwar, weil seine Geschlechterverfassung ihn den Alterthumsbildungen annähert. Welchen Werth hat eine solche Eintheilung, wenn ein aristokratisch-kapitalistischer Stadtstaat, der seinem ganzen Wesen nach neben das spätmittelalterliche Venedig und Lübeck gehört, dem Alterthumsstaate der Profesen zugeordnet werden muß?

Doch der Haupteinwand kommt erst jetzt. Selbst wenn man zugeben könnte oder müßte, daß die Stufen existiren und von Breyfig richtig bezeichnet seien, selbst dann fehlt in diesem Werkchen nahezu jede Andeutung über die Kräfte, die die Nationen von einer Stufe zur anderen emporführen. Breyfig hat früher einen Versuch gemacht, diese Kräfte festzustellen: ihm schienen Individualismus und Sozialismus, Persönlichkeit- und Gesellschaftstrieb, in gewisser gesetzmäßiger Abfolge die einzelnen Stufen zu beherrschen. Hier finden wir von dieser Idee, die übrigens durch eine nicht sehr glückliche Unterteilung fast alle Bestimmtheit verloren hatte, kaum noch Andeutungen; ich weiß also nicht, ob und in welchem Umfang Breyfig noch an ihr festhält. Dieses Büchlein giebt jedenfalls nur eine Morphologie der verschiedenen Stufen, aber keine Entwicklungsgeetze.

Gerade diesen Entwicklungsgeetzen ist Lamprechts Schriftchen gewidmet, so daß, wie schon angedeutet, wenn beide Autoren Recht hätten, eine Kombination ihrer Gedanken das ganze wesentliche Gerüst einer Universalgeschichte herstellen würde. Ich meine aber, daß auch Lamprecht nicht die ganze Wahrheit erfaßt hat.

Er gräbt gleich mit dem ersten Spatenstich tief an die Wurzel der geschichtlichen Zusammenhänge hinunter. Alle Soziologie, deren einer Haupttheil die nach Gesetzen forschende Universalgeschichte ist, ist Sozialpsychologie. Wer die Gesetze der Sozialpsychologie erfaßt, hat dem Bilde den Schleier geraubt: Das ist Lamprechts leitender, ein, wie mir scheint, unzweifelhaft richtiger Gedanke. Er glaubt nun, in der deutschen und westeuropäischen Geschichtsentwicklung ein solches sozialpsychologisches Haupt- und Grundgesetz erkannt zu haben. Danach sind hier gewisse Stadien der sinnlichen Auffassung der Erscheinung und der logisch-philosophisch-künstlerischen Vemeisterung der Welt einander gefolgt. Und Lamprecht meint, man könne die selbe Abfolge der selben psychologischen Stadien auch in allen anderen Völkergeschichten nachweisen. Denn sie seien notwendige Glieder einer Entwicklungskette: das Individuum müsse all diese Stadien in der selben Reihenfolge durchlaufen und das Gesetz der Individualpsychologie gelte auch für die Rassenpsychologie. „Die sozialpsychischen Gesetze sind bekanntlich nichts als Anwendungsfälle der individualpsychisch gefundenen Gesetzmäßigkeiten.“ Wenn Das richtig wäre, so wären wir allerdings bis an die letzte Grenzscheide gelangt, hinter der die Forschung ihr Ruthungrecht verliert. So wenig wir hoffen können, jemals jene geheimnißvolle Kraft zu begreifen, die aus der einfachen Fruchtkugel des befruchteten Ovulum durch alle Zwischenstadien hindurch die reife Frucht entwickelt, eben so wenig dürften wir hoffen, die gerade so geheimnißvolle Kraft näher zu begreifen, die die „Seele“ aus ihrem Embryonalzustand in den der Reife emporführt.

Die Stadien der psychologischen Entwicklung, die Lamprecht erkennt, sind die folgenden: Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus, Subjektivismus, Reizbarkeit. Sie sind überaus fein und tief charakterisirt und ich gestehe, daß ich kaum je etwas so zugleich Ueberredendes und Ueberzeugendes gelesen habe wie das Kapitel von der „allgemeinen Mechanik psychischer Uebergangszeiten“.

Man folgt freudig dem Verfasser, der so ganz aus dem Sollen schöpft, so alle Seiten des geschichtlichen Lebens mit gleicher Liebe und Kraft umspannt und dabei so vollendet, mit künstlerischer Meisterhaft und größter Suggestivkraft vorzutragen weiß. Und dennoch: kaum sind wir dem Zauber entronnen, so meldet sich auch schon die Skepsis zum Wort. Ich glaube durchaus nicht, daß Lamprecht seine Studien lediglich in die Geschichte hineininterpretiert hat; ich glaube sogar, daß ein beträchtlicher Theil des von ihm Erschautes und Dargestellten Thatfache ist; daß manche, vielleicht viele Entwicklungszüge richtig gesehen sind. Aber ich glaube, daß die Theorie den Thatbestand nicht erschöpft. Dann aber ist sein Gesetz im besten Fall doch nur ein Theilgesetz der Geschichte und nicht, wie er annimmt, das beherrschende Gesetz.

Zunächst nur eine Notiz. Nach Lamprecht kommt die Darstellende Kunst erst in der Periode des Individualismus zur naturwahren Auffassung des gegebenen Objectes. Diese Periode ist in der westeuropäischen Geschichte etwa die der Renaissance, also ungefähr der Anfang von Breyslgs „Neuzeit“, eine Stufe, die nur ganz wenige Nationen erreicht haben. Wie ist mit dieser Auffassung vereinbar, daß gerade die Völker, die der Kultur am Fernsten und dem vorauszuweisenden anthropopathischen Zustand noch am Nächsten stehen, die primitiven Jäger, Australier und Bushmänner, sich durch eine erstaunlich naturalistische, scharfsinnige Kunst der Zeichnung, namentlich der Thiere ihres Jagdgebietes, aber auch anderer ihnen bekannter Gegenstände auszeichnen? (Große: Anfänge der Kunst.) Dieser Einwand ist wahrlich mehr als eine Nörgelei: denn gerade die Höhe der Kunstübung dient Lamprecht als wichtigster Indikator seiner Seelenstufen. („Nicht nach der Art ihrer Wurzel, sondern nach ihren Blütheerscheinungen sind die Kulturzeitalter abzugrenzen und zu ordnen.“)

Wird uns hier (und noch durch mancher Andere) die Theorie ex consequentibus einigermaßen verdächtig, so läßt auch eine genauere Betrachtung ihrer Prämissen Raum für starke Zweifel. Zunächst erscheint schon die Uebertragung der individualpsychologischen Entwicklungsgesetze auf die Massenpsychologie, wie sie Lamprechts Gedankengang zu Grunde liegt, als nicht ohne Weiteres zulässig. Individuum und Volk sind nur mit großer Vorsicht und nur in engen Grenzen Grenzen kommenzurablel. Jenes stirbt, dieses ist, wenn nicht gewaltsame Veränderungen seiner Lebensbedingungen eintreten, unsterblich, da es sich im Wechsel der Geschlechter immer wieder verjüngt. Dennoch erscheint es nach dem heutigen Stand der Forschung nicht unberechtigt, eine gewisse Parallelität in der psychischen Entwicklung der Einzelseele hier, der Massenseele dort anzunehmen. Denn es liegen Erfahrungen vor, die darauf hindeuten, daß das „biogenetische Grundgesetz“ auch auf dem Gebiete der Psychologie eine gewisse Geltung hat. Die Kinder scheinen vielfach durch eine Entwicklung ihres Instinktens hindurchzugehen, die weniger unersichtlich wird, wenn man annehmen darf, daß es sich um die abgeklärte Wiederholung der Instinktentwicklung handelt, die das Volk respektive die ganze Menschenrasse absolvirt hat. So deuten, zum Beispiel, Manche die häufigen Grausamkeiten sonst gutartiger Knaben gegen Thiere als Analogon des Jägerinstinktes. Wenn diese Deutung richtig ist, so hätten wir eine Parallelität in der Entwicklung der Einzel- und der Massenseele, wobei allerdings der Zusammenhang zwischen beiden auf ganz anderem, ungefähr entgegengesetztem Wege hergestellt wäre, als Lamprecht annimmt. Die Massenseele wäre das Original, die Einzelseele die Kopie. Das würde aber die Tragkraft seiner Prämisse nicht schwächen.

Doch mir scheint, man könne mit einigem Recht eine solche Parallelität nur für die Stufen gelten lassen, die von der Geburt bis zur Vollreife des Individuums reichen. Jrgend eine Analogie zwischen der Einzelseele auf dem absteigenden Abse der Entwicklung, in ihrer Seneszenz also, mit der Massenseele erscheint mir ganz unzulässig. Denn ein Volk altert nicht. Wenn es stirbt, so stirbt es an einer Krankheit; auch der Niedergang und Tod der einzigen Kultur, die außer der unjeren eine „Neuzeit“ erstiegen hat, ist unzweifelhaft einer schweren konstitutionellen Volkskrankheit, der „kapitalistischen Sklavenwirtschaft“, zuzuschreiben, einer echten Phthisis, einer „Schwindsucht“, deren Ätiologie und Symptomatologie uns genau bekannt ist. Sobald man die Vergleiche bis auf diese Stufe erstreckt, verwirrt man Pathologisches und Physiologisches. Lamprecht, der die von ihm behauptete Seelenwandlung der germanischen Völker als Typus aller Geschichte aufgefaßt haben will, scheint mir diese Klippe nicht immer ganz umschiffen zu haben.

Schwerer wiegt, daß Lamprecht selbst eine zweite bewegende Kraft der Geschichtsentwicklung anerkennt, nämlich die Entfaltung des ökonomisch-sozialen Lebens. Er kommt damit der sogenannten „materialistischen Geschichtsauffassung“ sehr nah, wenn auch nicht in der einseitig auf die Sphäre der Gütererzeugung zugeschnittenen Form, die ihr Marx und seine Schüler gegeben haben. Er zeigt in eben so glänzender wie überzeugender Darstellung, daß es gerade ökonomische Ummwälzungen gewesen sind, die primitivere Seelenzustände „dissoziiert“ und in höhere Stufen übergeführt haben. Und er kommt immer wieder darauf zurück: „Von der Unterjochung der einzelnen Kulturzeitalter und ihres Zusammenhanges werden wir in das universalgenealogische Gebiet hinübergeleitet durch die Frage, welche nun die äußeren Momente seien, die jeweils eine besondere Häufung neuer Reize veranlassen und dadurch, auf dem Wege einer zunächst erfolgenden Dissoziation der psychischen Funktionen, bei einem Volke schließlich eine erhöhte Kraft der Analyse und Synthese, eine neue Form der Dominante und damit ein neues Kulturzeitalter herbeiführen. Die Momente, die hier ganz allgemein in Frage kommen, sind gewiß an erster Stelle solche der inneren Entwicklung der in Betracht kommenden menschlichen Gesellschaft. Und sie gehen zum großen Theil hervor aus der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung. Denn verfolgen wir zunächst die Entstehung der meisten großen Kulturzeitalter in der deutschen Geschichte, so sehen wir: sie hängen zusammen mit dem Uebergang zur Seßhaftigkeit, zur vollen Naturalwirtschaft, zur Geldwirtschaft und endlich zur Unternehmerwirtschaft von heute; und prüfen wir andere Entwicklungen in der selben Richtung, so ergibt sich im Allgemeinen ein verwandtes Resultat“.

Ich bin der Ueberzeugung, daß das Alles grundsätzlich vollkommen richtig ist. Aber ich ziehe daraus einen anderen methodologischen Schluß. Wenn die psychische Entwicklung von der ökonomisch-sozialen unmittelbar abhängt wie die Folge von der Ursache, so hat augenscheinlich die historische Dynamik keine nähere und wichtigere Aufgabe als die, die ökonomisch-soziale Entwicklung so genau wie möglich zu studiren, namentlich in ihrer Differenzirung mit wachsender Integration, wie sie sich durch das Wachstum der Bevölkerung intensiv und durch politische Verschmelzung gleichartiger kleinerer Einheiten zu einer größeren extensiv vollzieht. Läßt sich ein in allen Hauptzügen identischer Gang der sozial-ökonomischen Entwicklung bei allen nationalen Beobachtungsobjekten feststellen, so wird man berechtigt

sein, auch eine in allem Wesentlichen identische seelische Entwicklung vorauszusetzen; finden wir aber dort wesentliche Unterschiede, so wäre es mehr als auffallend, wenn trotzdem hier volle Parallelität bestände, und man müßte die Thatfachen, die dafür zu sprechen scheinen, mit starkem Mißtrauen betrachten.

Nun scheinen mir allerdings, wie ich schon gegen Breyßig bemerkte, die beiden großen und vorliegenden sozialökonomischen Entwicklungen von dem „Mittelalter“ an in ganz verschiedene „Neuzeiten“ auszumünden: kapitalistische Sklavenvirtschaft dort, kapitalistische Wirtschaft mit freien Arbeitern hier. Und ich bin allerdings aus dieser Erkenntniß heraus äußerst mißtrauisch gegen Lamprechts Meinung, daß die psychologische Stufenentwicklung dennoch den gleichen Gang genommen haben soll. Lamprecht nimmt nun freilich nicht an, daß soziale und psychische Entwicklung im einfachen Verhältniß von Ursache und Folge stehen. So hoch er jene einschätzt: er scheint dieser dennoch eine gewisse Selbständigkeit vorbehalten zu wollen. Den Beweis, den er dafür anführt, kann ich nicht als genügend anerkennen. Es mag sein, daß die soziale und ökonomische Entwicklung Deutschlands vor 1750 nicht genügt, um den Uebergang zum Subjektivismus zu erklären: dann waren es eben die durch sozialökonomische Umwälzungen in Westeuropa, namentlich in England und Frankreich, dort erzeugten psychischen Umwerthungen, die über die politischen Grenzen drangen und den Umschwung herbeiführten. Lamprecht vergißt hier, zur Erklärung heranzuziehen, was er nur zwei Seiten weiter über den mächtigen Einfluß ausländischer Entwicklung, die „Uebertragung“, mit so überzeugender Kraft sagt. Er wird selbst nicht daran zweifeln, daß die kapitalistische Umgestaltung des Gesellschaftskörpers namentlich in Großbritannien die „Dissoziation“ herbeigeführt hat, die dann in dem durch ähnliche Veränderungen bei viel geringerer Anpassungsfähigkeit noch viel tiefer zerlegten französischen Geiste den radikalen Umschwung zum Subjektivismus herbeiführte, der dann wieder sich dem stillen Deutschland „einimpfte“.

Mir scheint also, daß Lamprecht keinen zwingenden Beweis für die Selbständigkeit der von ihm aufgestellten gesetzmäßigen Abfolge der Seelenwandlung erbracht hat; und so besteht hier ein meiner Meinung nach überflüssiger Dualismus der Auffassung, der um so störender wirkt, weil Lamprecht keinen ernstlichen Versuch macht, die Herrschaftsbereiche der beiden nach seiner Meinung konkurrierenden bewegenden Kräfte reinlich von einander abzusondern. Darin liegt die Gefahr, die Thatfachen auf das Prokrustesbett einer vorgefaßten Theorie zu strecken, und dieser Gefahr scheint Lamprecht mir nicht immer ganz entgangen zu sein.

Ich will nur ein von ihm mit besonderer Liebe behandeltes Beispiel heranziehen, den Uebergang zur Periode der „Reizbarkeit“, der sich in der Zeit von etwa 1850 bis 1880 vollzieht. Lamprecht bezieht diesen Wandel auf den Sturm neuer Reize, der auf diese Generation hereinbricht, vor dem sie eine Weile zu erliegen droht, bis sie eine neue „Dominante“ gewinnt. In dieser Darstellung ist gewiß sehr viel Wahres, wie denn überhaupt, bei fast voller Uebereinstimmung im Grundföhllichen, meine Einwände und Bedenken immer nur Abtönungen treffen. Und doch habe ich den Eindruck, als wäre hier unter dem Einfluß der bestehenden Seelenwandlungstheorie die Wirklichkeit nicht scharf genug eingestellt worden. Lamprecht hat nach meinem Eindruck unbewußt die Tendenz, über der Dominante der Zeit, die im Vordergrund der historischen Bühne, in der hellsten Beleuchtung, sichtbar

ist, die älteren, schwindenden und die jüngeren, emporkommenden Dominanten zu vernachlässigen. Ich meine nämlich, daß die verschiedenen seelischen Hauptrichtungen zunächst nicht dem Volk als einem Ganzen angehören, sondern den einzelnen sozialen Klassen, aus denen die Völker sich zusammensetzen. Ihre besonderen Bedürfnisse, ihre besonderen Triebe spiegeln sich gesetzmäßig in ihrer gesamten Weltanschauung, in ihrem Haß und ihrer Liebe, ihrem Kritizismus und ihrer Apologetik, ihrer Stellung zur Religion und Wissenschaft und nicht zuletzt in Dem, was sie in der Kunst bewundern und verwerfen. In dem Maße, wie eine soziale Klasse an Zahl und Gewicht verliert oder gewinnt, tritt ihre besondere Klassenseele in dem Zusammenklang der verschiedenen einzelnen Melodien zurück oder hervor, bis sie schließlich entweder ganz verschwindet oder eine Weile das Orchester allein beherrscht.

Der Zeitraum, von dem Lamprecht hier spricht, ist der, in dem in Deutschland eine ganz neue Klasse, das Fabrikproletariat, entsteht und gewaltig erstarrt. Ihre vorher nie gehörte Sondermelodie ist es, die um 1880 herum fremdartig und rauh auf der historischen Bühne erschallt, so daß zuerst alle übrigen Stimmen erschreckt verstummen, namentlich aber die Stimmführerin der vorigen Periode des „Subjektivismus“, das Bürgerthum, eine an Zahl und Gewicht hinschwindende Klasse: eine Klasse vor Allem, deren Sondermelodie falsch, zum „Laut“ geworden ist, weil sie inzwischen aus der beherrschten in eine herrschende Stellung ausgerückt war und die alte liberale Weltanschauung des Kampfes, die sie damit verloren hat, nur noch mit den Lippen, nicht aber mehr mit dem Herzen bekennt. Das Alles ist klar; und Lamprecht, der, als Margens Schüler, die Lehre von den Klassen und ihren Kämpfen besser würdigt als irgend ein anderer beamteter Gelehrter unserer Hochschulen, wird gegen meine Worte kaum Etwas einzuwenden haben. Aber ich muß daran festhalten, daß der Einfluß dieser Theilseelen auf die Gesamtseele in seiner Darstellung nicht stark genug betont wird. Er achtet zu sehr auf die Gesamtheit und darum wirkt seine Darstellung als wenn eine ganze Nationalgeschichte ein einziges Schauspiel sei, dessen Held immer das selbe „Volk“ und dessen künstlerischer Vorwurf die Seelenwandlung des einen Helden sei. Nir aber erscheint die Nationalgeschichte des deutschen Volkes eher einer Reihe von Königsdramen vergleichbar: jedes eine Einheit für sich und doch alle zusammen zu einer gewaltigen, übergeordneten Einheit zusammengeschweißt. Jedes stellt einen neuen Helden auf die Bühne: den vollstrenen Germanen, den halbfürstlichen Grundherrs, den Ritter, den freien Städter, den Territorialfürsten, den kapitalistischen Unternehmer, den modernen Aestheten.

---

Die Kritik, die mir Pflicht schien, wird nur dann ihren Zweck erfüllt haben, wenn nicht nur die beiden Autoren selbst, sondern auch die Leser davon den Eindruck behalten, daß sie aus der Ehrfurcht vor ringender Gedankenarbeit und aus der sorgenden Liebe des Gleichgestimmten erwachsen ist, der ein ihm in der Skizze vorliegendes edles Werk der Kunst so ganz traumgemäß ausgefaltet sehen möchte.

Dr. Franz Oppenheimer.





## Bismarck als Redner.

Die letzte Rede, mit der Eugen Richter einen weiten Widerhall im ganzen Reich weckte, war jene Anklage, die sich, in den neunziger Jahren, gegen die Politik des Neuen Kurses wandte und in einem ingrinnig wehmüthigen Gedanken früherer Zeiten gipfelte. Es war der erste große Tag Richters seit der Entlassung Bismarcks; und manche Leute meinen, es sei auch sein letzter gewesen. Jedenfalls sprach er damals aus, was über allen Parteien sozusagen als ein Knäuel Wispmuth in der Luft lag, und die Spannung löste sich in die allgemeine Erkenntniß: Ja, eine Persönlichkeit fehlt im politischen Leben, die an der Spitze der Regierungen als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht das Feld beherrscht, eine Persönlichkeit, gegen die anzukämpfen, für die einzustehen eine Lust ist, — ein Bismarck fehlt uns. Der schroffste Gegner des Politikers Bismarck empfand so den Werth der Reibung, die wir für die Entwicklung der Allgemeynkultur als nöthig erkennen, auch für die politische Kultur. Und sicher ist ja: einst fanden auch Fragen von untergeordneter Bedeutung eine parlamentarische, eine Theilnahme des ganzen Reiches, die später selbst für die wichtigeren Angelegenheiten der Politik nur noch selten erreicht wurde. Woher kam Das? Der Redner Bismarck fehlte im Kampf der Meinungen.

Von diesem Redner ging eine belebende Wirkung aus, die noch heute, da das Stoffliche, das Parteinteresse am Ja oder Nein für jene Fragen nicht mehr unmittelbar widerspricht, anschaulich in unser Bewußtsein tritt, wenn wir Bismarcks Reden lesen. Der Grund dafür ergibt sich aus der höchst persönlichen und häufig meisterlich wirksamen Art, wie Bismarck die Sprache als Mittel bezwingenden Ausdrucks anwendet. Man hat kaum einmal beim Durchschauen dieses Duzends von Bänden den Eindruck, daß er mit den Worten ge spielt, sie als Dinge an sich, daß er andere als rein sachlich nothwendige Wirkungen durch sie bezweckt habe. Und diese nüchterne, strenge, wohlansgerechnete Beschränkung auf das Zweckmäßige, dieser konstruktiv sichere Aufbau, dieser erquickliche Mangel an dekorativen Schmökeln und Figuren sichert seiner Rede ein weit längeres Leben, als es parlamentarischen Ansprachen in der Regel beschieden ist.

Schon sein erstes Auftreten ist merkwürdig genug. Der erste Vereinigte Landtag Preußens im Jahre 1847 spiegelte die schwungvollen, die idealen Strömungen der bewegten Zeit politisch sehr lehrreich. Die liberalen, die burjenschaftlichen Ideen fanden bis weit in die Reihen der durch Tradition und Lebensstellung konservativen Vertreter des Landes hinein vernehmlichen Anklang. Man begeisterte sich gern, man suchte einander in hoher Gesinnung zu überbieten. Und man drückte sich deshalb pathetisch, gefühlvoll und auf alle Fälle rhetorisch aus. Und auch die Regierung war so hoch gestimmt, daß der Ministerpräsident Graf Brandenburg am Schluß seiner schönen Rede das „Niemals“! gleich dreimal zu rufen sich gut hielt; einmal genügte damals eben nicht. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, mit welchem Gemüthstriebe diese Männer das Neuste, was es im öffentlichen Leben giebt, die Politik, die Beschäftigung mit Machtfragen, auffaßten. Man versteht, wie einem Heine angesichts des ungleich gereifteren französischen Verfassungslebens das damalige Deutschland und Preußen als „politische Kinderstube“ erscheinen mußte. In dieser Kinderstube nun tritt Bismarck von Anfang an als ein Mann, der weiß, was er will und nicht will, dem es eine wahre Wohlthat ist, sich mit

aller Energie dem Schwall der Majoritäten entgegenzustemmen. Rein ästhetisch genommen und von Recht und Unrecht abgesehen, giebt es einen prachtvollen Kontrast, wenn dieser fernige Landjunker, vor Kampflust ordentlich mit den Sporen stützend, die Dinge in das nüchterne Licht seines geunden Menschenverstandes rückt und dabei seinen sarkastischen Witz höchst verbindlich an den hilflosen Gegnern läßt.

Dem auf Witz, Ironie und vollends auf Humor war man damals schlecht eingerichtet; um so schärfer reagierte man darauf; man empfand Vergleichen nahezu als insult. Ist er denn dabei gewesen, dieser grüne Krautjunker, als wir das Land von den Franzosen befreiten? Wer kann behaupten, es sei um der Freiheit, nicht um der Verfassung willen geschehen? Bald darauf spricht Bismarck über die englische Revolution und erklärt, um Nachsicht bitten zu müssen, wenn er hier wieder über ein Faktum spreche, das er nicht selbst erlebt habe. Da ihn sein Gegner mißverstehet, belehret er ihn wohlwollend, daß er sich „bisweilen der Figur der Ironie bediene; Das ist eine Redefigur, mit welcher man nicht immer Das sagen will, was die Worte buchstäblich bedeuten, mitunter sogar das Gegenteil.“ Schon hier wird sein polemisches Talent offenbar und fühlbar, wenn er aus der Rede des Gegners einen langen Passus anführt, der seine eigene Meinung unterstützt, wenn er dem Gegner mit dessen eigener Waffe auf den Leib rückt. Da zeigt sich auch, wie er sich ein Wortbild des Gegners anzueignen versteht. Wer schwimmen lernen wolle, müsse ins Wasser gehen, heißt es immer in Bezug auf die damalige politische Bildung. Aber, meint Bismarck, „ich sehe nicht ein, warum Jemand, der schwimmen lernen will, gerade da hineinpringen soll, wo das Wasser am Tiefsten ist, weil sich dort etwa ein bewährter Schwimmer mit Sicherheit bewegt.“

Aber auch Bismarck hatte dem Zeitgeist zu opfern, dem selben Geist der Zeit, den er als ein Phantom verspottete, das unter der Löwenhaut als ein Wesen umgehe „von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur.“ Wenn er die Diplomatie mit dem Pferdehandel resolut in Vergleich stellt, wenn er die Art, wie der Bundesstaat „einzuschachteln“ sei, erörtert, wenn er den preussischen Adler nicht gestugt sehen will von „jener gleichmachenden Fedenscheere aus Frankfurt“, wenn ihm endlich die preussische Krone nicht, gleich der englischen, als „zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes“, sondern als dessen tragender Mittelpfeiler erscheint, so bleibt er in diesen Bildern er selbst; es sind individuell realistische Prägungen, wie sie einem begabten Redner auf die Junge kommen, der, in seiner Anschauung unbeirrt, das erlösende Wort sucht und findet. Wenn er aber von der „Blume des Vertrauens“ spricht, von der „Scylla eines wohlthuernden Säbelregiments“, vom „bodenlosen Brunnen der Bedürfnisse einer wankenden Industrie“, vom „Karrenschiff der Zeit“, das an „dem Felsen der christlichen Kirche scheitern“ werde, so kommt er mit solchen Zierstücken der Phrase mindestens sehr nah, die er von Herzen verabscheute und bekämpfte, weil sie, „dem Schleier vor dem Bilde von Sais vergleichbar“, die Verhöhnung erschwert und von der Sache ablenkt. Wie empfänglich man damals, wie geneigt man war, die kunstvoll geübte Rhetorik als Zeichen politischer Begabung gelten zu lassen, beweist der Erfolg, den der Verfassungswärmer Radowicz einheimste. Die Nahrung, berichtete Bismarck in der Kreuzzeitung, war nach der großen Rede allgemein, aber angeichts des gedruckten Wortlautes mußte eigentlich keiner recht, worüber er gemeint hatte. Die glänzenden Worte, der „ergreifende, brauschwangere Ton der Stimme, die Blässe des Gesichtes u. s. w.“:

Das, meinte Bismarck, werde die Ursache gewesen sein. Auch sei Alles klar und scharf erschienen, logisch siegreich präzisiert, fast nüchtern und erst des „Fudels Kern“ sei durch einen Scherz abgethan worden, der „aus erstem Munde seinen Eindruck nicht verichtete.“ Das war die meisterhaft ausgebildete Redeweise des frankfurter Parlamentes; die Begeisterung war so groß, daß man Radowig „Alles, auch Millionen“ bewilligt hätte. Man begreift, wie die Vinde und Bederath, die Kuerswald, Gagern und Gerlach im verführerischen Besitz einer verwandten rhetorischen Begabung oder doch in heißem Streben nach ihren Wirkungen auf den märtyrischen Junker herabsehen mußten, diesen „rothen Reaktionsär“, der ihnen kultblütig nur mit seinem derben Menschenverstand, seinem gesunden Mutterwitz, mit seinem bijigen Preußenstolz ausgerüstet gegenübertrat, der die viel schönen Reden skeptisch als „deklamatorische Vorstellungen“ beurtheilte, der sich wie ein „Nüchtern unter Betrunknen“ vorkam, wenn er auf königlichen Wunsch in die Kammer trat, um die drückige Ordnung auf dem rechten Flügel nothdürftig wiederherzustellen.

Der Bismarck, der als Konfliktminister zehn Jahre später öffentlich das Wort ergrieff, war durch die Schule des Bundestages gegangen; er war diplomatisch, er war im sprachlichen Ausdruck abstrakter, förmlicher, unpersönlicher geworden, unpersönlich manchmal bis zum Altendrusch. Das wird auch psychologisch durch die Situation erklärt. Man stand Brust gegen Brust, nicht Rücken gegen Rücken, wie ers später mehr als einmal als wünschenswerth bezeichnete. Und ein solcher Kampf in den eigenen vier Wänden regt nicht zu Reden und erst recht nicht zu Reden feingeistiger Art an, mit denen man den Gegner zwar treffen, aber doch nicht gleich niederschlagen will. Es galt, in diesen strengen Lehrjahren der Monarchie und des Parlamentarismus den Satz zu erhärten, daß Politik ein Kampf der Macht mit der Macht ist; und auf beiden Seiten lernte man nicht ohne Verlust. Aber man lernte Etwas. Das war die Hauptsache; und es war nicht die schlechteste staatsmännische Einsicht Bismarcks aus diesen Jahren, daß er aus dem absolutistischen Regiment die Lehre von der Nothwendigkeit der Kompromisse im politischen Leben zog. Der Kampf als solcher bietet, auch wenn er sprachlich von Bismarck in überwiegend begrifflichen Ausdrucksformen geführt wurde, mit seinem zähen Troy auf beiden Seiten ein schönes und anschauliches Bild, wie jeder kräftige Zusammenstoß die Energien zu neuen Wirkungen entbindet, mögen es auch nur Blitze oder Funken sein. Das war damals das Kennzeichnende der Situation: es wetterleuchtete und drohte jeden Augenblick, irgendwo einzuschlagen, aber Bismarck verstand sein Amt als Volkenschieber so gut, daß er stets zu rechter Zeit den Wind herwehen ließ, der die Abgeordneten zerstreute und die Parlamentsthären einigermaßen krachend zuwarf. In solchen unbehaglichen Zeiten feiert auch der Wig; da kommt die Galle über ihn und ertränkt das heitere Licht, das er spenden könnte. Man kostet sie stark in dem bekannten Wort von der deutschen Begeisterung für fremde Nationen als einer politischen Krankheitsform, „deren geographische Verbreitung sich leider auf Deutschland beschränkt.“ Und wie ängstlich man sich an die Worte klammert! Hätte ich Furcht vor der Demokratie, ruft Bismarck verächtlich, so „stünde ich nicht an diesem Platz oder würde das Spiel verloren geben.“ Große Bewegung. Ruft: „Ein Spiel! Ein Spiel!“ Dieses gereizte Mißverstehen zeigt, mit wie spitzen Waffen man einander gegenüberstand. So kommt denn das unmittelbar veranschaulichende Wort, das Wortbild nur ge-

stirnt manchmal heraus. Der Vorredner erinnert Bismarck an den Nachländer in den Bergen; Der meine auch immer, man stände gleich droben, und versucht erst, so stößt er bald auf Schluchten und Abhänge, über die ihm die beste Rede nicht hinweghilft. Klassisch ist die Abfuhr, die er Bismarck ertheilt: „Er hat uns vorgeworfen, wir hätten, je nachdem der Wind gewechselt habe, auch das Steueruder gedreht. Nun frage ich: Was soll man denn, wenn man zu Schiffe fährt, Anderes thun, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen will? Das überlassen wir Anderen.“ Hier haben wir geradezu ein Schulbeispiel von der Ueberlegenheit Dessen, der gewohnt ist, jedes Wort und jeden Satz auf ihre rein sinnlichen, aber auch sachlichen Konsequenzen hin sogleich beherrschend zu verwenden. Ein Redner, ders nicht kann, der nicht im Wilde lebt oder vom Wilde überwältigt wird und unter seiner Herrschaft unverantwortliche Ausmalereien unternimmt, ist politisch verloren; ist es doppelt, wenn er einen Bismarck zum Gegner hat. Charakteristisch ist übrigens für diesen Fall, daß im Anschluß an ihn Bismarck über Bismarcks Wahrhaftigkeit die Bemerkung machte, die ihm von dem Ministerpräsidenten die bekannte Pistolenforderung eintrug.

Aus diesen Jahren stammt jedoch ein Wort, das die Reihe der Schlagwörter bismarckischer Prägung beginnt und nicht schlecht beginnt. „Nicht Neben und Majoritätsbeschlüsse: Eisen und Blut entscheiden.“ Hier ist eine klare Kongruenz von Gehalt und Form in These und Antithese. Hier haben wir auf der einen Seite, im Vorderatz, ganz allgemeine, blutlose Begriffe, im Nachsatz, auch durch die klangliche Kürze der nur drei Silben wirksam kontrastirend, sinnlich kräftige Vorstellungen: Eisen, Blut. Der Mann, der solche Worte mit stotternder und merkwürdig hoher Stimme ins Haus, ins Land, in die politische Welt hinaudrief, stand da wie ein preußischer Offizier in Zivil, kerzengerade, hochausgeschossen, straff, männlich in jeder Geste, jeder Bewegung. Die Volksvertreter erzählten, als sie nach Haus geschickt sind, ingrimmig von ihm; imponirt hatte er ihnen doch, trotz seinen barbarischen Anschauungen, seinen unglaublichen Anforderungen für das Heer. Der Instinkt des Volkes, das immer gern in Bildern denkt, wenn es sich große Fragen, große Gegensätze klar machen will, dieser Instinkt gab dem Minister Recht. Dreischlagen, wenns nicht anders geht: Das ist eine klare Massenphilosophie.

Als Bismarck sie praktisch erprobt hatte, fand er ein zweites Schlagwort von ähnlich suggestiver Kraft: „Segen wir Deutschland sozusagen in den Sattel. Reiten wird es schon können.“ Wie befeuerte das Bild die kriegerisch gestimmten, die national entflammten Gemüther? Der selbe Mann, der die deutsche Landstürme mit ungehörter Kühnheit zu Gunsten Preußens forrgirt hatte, sprach auf einmal von Deutschland. Und wie sprach er weiter, er, der vom romantischen Unterton des Wortes „deutsch“ behauptet hatte, jede Partei suche ihre Privatgeschäfte mit seiner erzwungenen Hilfe zu machen, wie sprach der Stodpreuße vom deutschen Volke! „Die Unabhängigkeit, die staatliche Freiheit, die nationale Ehre geht dem deutschen Volke über Alles.“ Man traut seinen Ohren nicht. Aunderthalb Jahre vorher hatte er selber noch die staatlichen Freiheit- und nationalen Ehrenrechte des preußischen Volkes hart verlegt. Nun preist er, was er vor sich selbst nicht hatte gelten lassen. Aber es kommt noch wunderlicher; er giebt zu bedenken, daß „ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet!“ (Lebhafte Bravo.) Man schrieb den achtzehnten Mai 1868.

Sollte dieser Autokrat und Eisenfresser doch auch Sehnsucht nach der „Blume der Popularität“ verspüren? Eben noch hatte er im Norddeutschen Reichstage erklärt: Nein, gegen seine Ueberzeugung gehe er nicht hin, sie zu pflücken. Was trieb ihn also zu diesen Schlagwörtern, diesen demokratischen Phrasen? Denn wie soll man solche wohlklingenden Sätze anders nennen?

Wir haben hier den Kern des Problems, das uns Bismarck als politischer Redner stellt. Gerade in diesen Tagen reiste er; und Alles, was später kommt, ist in seinen Aeußerungen aus dieser Zeit mehr oder weniger deutlich vorgebildet. Ja, er selbst, der die Phrase haßt, sie bekämpft hat und noch bekämpft, braucht sie, wo er sie brauchen kann. Und es ist bewundernswerth, wie geschickt er sie braucht, geschickter als all seine demokratischen Gegner zusammen. Es ist wieder der alte Vorgang: er windet dem Feinde die Waffe, die er eben noch mit aller Kraft zerföhren wollte, geschickt aus der Hand und verwendet sie zu eigenen Zwecken.

Mit politischen, mit Schlagwörtern überhaupt ist es die selbe Sache wie mit allen anderen Dingen, die auf die Entfernung hin zu wirken bestimmt sind: sie müssen kräftigen Umriss und Deutlichkeit haben; Tiefe, Feinheit im Einzelnen heben die Wirkung zum Theil wieder auf. Schon der Name jagts: ein „Schlagwort“ muß Kraft haben, zu schlagen. Zunächst handelt sich um Befehrerung des Willens, eines möglichst allgemeinen, eines Willens der breiten Massen nach einer ganz bestimmten Richtung hin. Die oft recht zweifelhafte Poesie der nationalen und Kriegslieder dient, wie auch die Militärmusik im Felde, wie das Fahnenstück inmitten des Bataillons, genau den selben energetischen Zwecken; und wir richten mit einer rein ästhetischen Beurtheilung dieser Sinnbilder nichts aus, wir treffen sie damit gar nicht im Kern. Bismarck kannte seine Leute. Er hatte nun auch die Psyche der Massen durchaus studirt. Er sah ein, daß hier andere Gesetze, Wirkungsgeetze größeren Schlags gelten müssen als dem Einzelnen gegenüber: und so griff er unbedenklich nach Schlagwörtern. Aber bodenkändig, ländlich natürlichen Zuständen zugeneigt, wie er sein Leben lang war, griff er nicht ins Kankeinpapier, sondern ins volle Menschenleben hinein, setzte er das Wortbild so allgemeinverständlich wie nur möglich zum schlagenden Antriebe der Weisheit in die Welt. Und auch wo er Voraussetzungen an das historische oder an anderes Wissen machte, wo er zu den Gebildeten sprach, ging er auf die ursprünglichsten, die einleuchtendsten Vorstellungen zurück. So sind als Beispiele volkstümlich gefärbter politischer Aufklärung geradezu klassisch geworden die reitende Germania, die „Knochen eines pommerischen Rüstetiers“ oder die von der Presse eingeschlagenen Fenster, für die schließlich jedes Land verantwortlich bleibe. Auf die Gebildeten berechnet sind die satirischen Epigramme und vor Allem das „Nach Kantoffa gehen wir nicht!“ Dort sind die direkten, hier die assoziativen Werthe der Anschauung vorherrschend. Das Geheimniß eines Redners, der wirkt, ist ja am Ende durch seine Gabe bedingt, innerhalb des gewohnten Anschauungskreises seiner Hörer aus Bekanntem ein Unbekanntes, eben das Neue, wofür er rednerisch kämpft, vorzubereiten und überzeugend zu entwickeln. Mit Schlagwörtern allein diese Arbeit zu verrichten, ist eben so schwer, wenn nicht unmöglich, wie ohne sie. Ein Redner von innerem Verufe, wie es Bismarck, trotz all seinen Klagen über mangelnde Fähigkeit, war, findet instinktiv die allein gangbare Mitte.

Und auf diesem mittleren Wege wird auch die ganz offenbare Phrase zu

finden und wirksam anzuwenden sein. Es ist bewundernswerth, wie geschickt und selbstverständlich, wie bewußt Bismarck dieses Fahrenwack im Wind flattern ließ, wenn die Situation danach verlangte. Unabhängigkeit über Alles! Wem rief er Das zu? Dem Land noch nicht, aber dem Ausland. Appell an die Furcht findet kein Echo; wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt; wohin sagte er Das? Nach innen und nach außen zugleich. Er wollte politisch suggeriren und demonstrieren; war der Moment dazu angethan, richtiger ausgedrückt: drängte er dazu, so gab Bismarck ihm nach und ertheilte die Lösung für die Stunde. Für die Stunde: Das ist das Weisliche, denn er hat nie behauptet, mit solchen Gelegenheitworten politische Axiome geben zu können oder auch nur unantastbar feststehende persönliche Erkenntnisse geben zu wollen. Es ist aber der Fluch der Phrase, daß sie, weil sie doch einmal die kompakte Mehrheit überwältigt und ja auch überwältigen soll, nun von der selben Mehrheit durch heiße Freundschaftsgefühle warm gehalten oder doch immer wieder aufgewärmt wird. Man sehe sich daraufhin einmal unsere Begeisterungs- und Gedenktreden genauer an; was einst als lebendes Wort dem staatsmännischen Redner aus dem Gefühl der Situation heraus auf die Zunge kam, mochte es, objektiv genommen, noch so ansehnlich, mochte es, ästhetisch betrachtet, schief sein; für den Moment hatte es Zweck, hatte es Leben. Aber danach die Aufkocherei, dann das Aufbügeln zu knisterndem Papier bis ins fransig Ueberglättete: Das ist freilich für Jeden, der all diese schönen Begriffe wie Vaterlandsliebe und Heimathstolz als thätige Antriebe, als Selbstverständlichkeiten im Innern spürt, zum Davonlaufen trivial und manchmal fast entwürdigend.

Ich will heute nicht versuchen, den psychologisch reizvollen Zusammenhängen im Einzelnen nachzugehen, die zwischen dem Redner und dem Politiker Bismarck bestehen. Jedenfalls scheint mir hier die feinere Erkenntnißarbeit noch kaum begonnen, das riesige Thatfachenmaterial noch kaum gesichtet. Halten wir nur den Redner im Auge, so zeigt sich in den siebenziger Jahren während der nothwendigsten Arbeiten am Reichsban bei Bismarck eine unverkennbare Auslodering im Stil der Rede, die mehr und mehr zur Aussprache wird. Der Junker von 1850 wählte die vernünftliche Periode und zielte, ohne viel nach rechts und links zu sehen (und auch dann nur, um ein paar flinke Seitenhiebe auszuheilen) immer ziemlich nüchtern auf die Sache selbst. Dieser nüchterne Realismus ist es auch, der die Sprache des Ministers von 1866 beherrscht; nur sind jetzt die Perioden staatsmännischer gestiftet, die diplomatische Terminologie wird so frei gehandhabt, daß man über das reichlich mit Fremdwörtern verzierte Gepoluder spöttelt: „Detrailliren, induziren, Autophonie“ macht man ihm zum Vorwurf. Bismarck hat immer wieder gern zu Fremdwörtern gegriffen, besonders da, wo er geschichtlich betrachtet oder darstellt, weniger da, wo er politisch überreden, überzeugen wollte. Aber im Allgemeinen trat die Neigung zu Fremdwörtern in der Rede in annähernd dem selben Maße zurück, wie die zu behaglicherer Aussprache zunahm. Je älter er wurde, um so mehr liebte er, Einfachheit bei sich selbst zu halten, diese oder jene charakteristische Erinnerung zum Besten zu geben, die den Gegenstand der Verhandlung neu beleuchtete. Und auch das helle Licht des Wises, das warme des Humors wird wieder lebendiger und in der Polemik gelten jetzt feinere Waffen; richtiger: die Polemik kommt jetzt überhaupt erst zu ihrem Recht und nicht selten zu glänzendem Fluß. Es sind gewisste Gegner da, die Windthorst, Lasker, Van-

berger, Richter; sie sind, wie etwa Laster, so gewiß, daß sie die That des Reichstanzlers gegen ihn selbst und Das, was er zu thun vorhat, ausspielen; sie haben keine Methode, dem Gegner mit der selbstgeschmiedeten Waffe den empfindlichsten Stoß zu versetzen, geschickt genug begriffen. Aber gewachsen sind sie ihm nicht. Er, der Einzelne gegen die Vielen, steht seinen Mann mit überlegener Sicherheit.

Ob die Henne, die goldene Eier legt und nicht getödtet werden soll, von Bismarck selbst gefunden ist, sei dahingestellt. Aber die „Anochenbrüche Deutschlands“, die „Blutarmuth des deutschen Nationalempfindens“, die „Garantie der eigenen Schicksalstrennung“: Das stammt von ihm. Er glaubt nicht, daß „uns die deutsche Einheit und Freiheit auf der ersten Reichslokomotive davonfahren werde“. Die Armeestoffen sind ihm nicht unproduktiv, wenigstens nicht schlechter als „Dämme“ am Strom. Die Reichsfluth sei rückläufig, die Ebbe im Anzug; die Ablehnung eines Gejgentournees: „ein Schlagbaum auf dem Weg der Regierung“; „wenn der Tropfen demokratischen Oeles, mit dem der deutsche Kaiser zu salben sei, gerade ein Eisener werden solle . . .“; ja, der Kapitalist hat es gut, aber „der Grundbesitzer, der liegt immer geschlagen an Gottes Sonne“. Der Deutsche ist sofort zu erbitterter Parteinahme gegen Den bereit, der „nicht die selben Knöpfe an der Uniform trägt“; die Liberalen und der deutsche Gedanke: lebendig haben sie ihn erhalten, freilich, aber „wie man einen Spagen im Käfig hält oder einen Papagei“; Windthorst wird „eine Perle“ genannt; mag sein, „für mich aber hängt der Werth einer Perle sehr von ihrer Farbe ab“; „das Oel seiner Worte ist nicht von der Sorte, die Wunden heilt, sondern von der, die Flammen nährt, Flammen des Hornes“. „Friedfertiger als der Herr Vortredner bin ich jedenfalls . . . und wenn er mir als kriegerisch vorwirft, ich hätte irgendwo einmal von einem Strahl kalten Wassers zur Beruhigung aufgeregter Gemüther gesprochen, so kann ich mich nur darauf berufen, daß kaltes Wasser ein eminent friedfertiges, abkühlendes Element ist. Ich würde dem Herrn Vortredner rathe, recht viel Gebrauch davon zu machen.“

Der Leser vergesse nicht, daß es sich um gesprochene, nicht um geschriebene Worte handelt. Wer zu Haus häßlich gemütlich am Schreibtisch sitzt, eine Cigarre raucht, die Vögel durchs offene Fenster jubiliren hört und ungestört seine Sache hin und herwendet, seine Meinung dreimal sieben und sieben kann, ehe er sie laut werden läßt, Der wird, wenn er überhaupt Etwas zu sagen hat und auszudrücken weiß, seine Polemik sicherer, vielleicht auch, wenn er's Talent dazu mitbringt, jachlicher, strategischer führen können als der Redner, der mit seiner Person im Orzech steht. Wiederum freilich findet der Redner in der Stimmung, der Gegenständlichkeit der Situation Waffen, wie sie dem einsam Schreibenden nie zu Gebot stehen können. Die Resonanz des lebendigen Wortes hat sehr eigenthümliche Aurogungwerthe; immer ist der begabte, der „glänzende“ Redner der Versuchung ausgesetzt, mehr zu sagen, als er verantworten kann. Erwägt man Das und sieht zu, wie Bismarck seine Worte in der Gewalt hat, sei es im lauten Sturm grundsätzlichen Meinungskampfes, sei es in der prickelnden Hitze polemischen Einzelgesprächs, so bewundert man immer wieder seine ungesucht sichere Schlagfertigkeit selbst (und gerade) unvermutheten Angriffen gegenüber. Zwischenrufe und Gelächter aufzugreifen, ist nach ihm fast eine Rednermode geworden. Aber solche Unterbrechungen ganz resolut zu benutzen, den Gegnern einen kalten Wasserstrahl mitten in die Heiterkeit oder in die Hitze zu versetzen: Das hat kaum einer unserer

Redner so erschrecklich gemüthlos verstanden wie Bismard. „Ist dieses Vachen wirklich ein Argument? Ich habe gefunden, wenn ich eine Sache sage, gegen die Sie nichts einwenden können, so lacht einer der Chorführer laut und dann lachen Alle mit. Der Kanzler sagt etwas Lächerliches, ich gebe das Signal. — Tambourmajor!“ Hierauf große Heiterkeit über die Vacher, die, wenn sie klug waren, mitgelacht haben werden. Bismard lacht ohne Gewissensbisse über sich selbst: er gesteht ganz ruhig ein: „Auch Minister können Albernheiten reden.“ Er gehört zu den freien Köpfen, von denen Goethe jagt: „Ich lobe mir den heitern Mann am Meißten unter meinen Gästen. Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, Der ist mir feiner von den Besten.“

Das führt zu Bismards Citaten. Man hat darauf hingewiesen, daß der Ministerpräsident an Citaten viel reicher gewesen sei als der Abgeordnete vom Lande; daraus sei zu erkennen, wie fleißig der frankfurter Bundestagsgeandte seine freie Zeit auf seine Bildung verwandt habe. Keines Erachtens ist Bismards Citirtkunst sehr bescheiden und kontrastirt in dieser Bescheidenheit wirksam und wohlthuend gegen die Schönredereien im älteren wie im neuen Stil. Besonders aus Shakespeare führt er gern Stellen an. Manchmal scheint er, vielleicht absichtlich, das Citat des Wegners mißzuverstehen; so rügt er die „Ausdrucksweise“ Bambergers, der von Theatern gesprochen hatte, die dem „jähren Pöbel“ gebaut würden. Bismard nimmt das Wort Mephistos wörtlich, rein sachlich und weiß dadurch allerdings das Wohlwollen der Regierung für die „vom Glück weniger begünstigten Klassen, die der Herr Vorredner mit dem Namen Pöbel bezeichnet“, gut anzubringen. Bei einzelnen seiner Citate kann man das Gefühl nicht unterdrücken: Das ist nicht gefunden, Das ist gejudet, ausgejudet für den besonderen Zweck. Doch niemals bedt ein solches Deforationsstück ein sachliches Loch im konstruktiven Bau seiner Rede; immer ist es flüssig gemacht, eingeschmolzen ins Ganze, obwohl es da neben den sprachlich bemerkenswerthen Theilen, die aus dem Sprichwortschatz, dem Anschauungskreis des Volkes kommen, nicht gar viel zu bedeuten hat. Ein hübsches Beispiel, wie Bismard auch aus harmlosen Theaterindrücken gelegentlich rednerisch Kapital zu schlagen weiß, bietet sein Vergleich der zahlreichen Gründe Eugen Richters mit dem Statistenauszug in der „Jungfrau von Orleans“. Anfangs überrascht, bemerke man beim dritten Vorbeimarsh: „Mein Gott, Das sind ja immer die selben Leute!“ Daß er in der antiken Mythologie und Kunst zu Hause ist, versteht sich bei einem humanistisch Gebildeten von selbst; auffälliger ist schon, daß er sich in Bewegung setzt; und schließlich verdankt er der Lutherbibel, die er (nach seinen Briefen an die Gattin) selbst auf kleineren Reisen zur Erbauung mit sich führte, so manche bildkräftige Wendung, wenn auch unmittelbare Entlehnungen ganzer Stellen in seiner Rede kaum vorkommen.

Aber all dieses Material, sei es dem Leben oder der Kunst entnommen, finden wir in den Reden anderer Leute auch manchmal sehr hübsch geformt. Das Eigenthümliche der bismardischen Redeform, Das, was ihr eine Lebenskraft über Tag und Stunde hinaus giebt, war eben seine spezifisch künstlerische Gabe, verwickelte Angelegenheiten abstrakter Natur auf eine einfache und anschauliche Formel (besser jagte ich vielleicht: Form) zu bringen. Bismard hatte Phantasie: die Fähigkeit, sich in Menschen und Dinge, ob gut, ob schlecht, schön oder häßlich, hineinzuversetzen und



ſie in ihrem eigenſten Weſen logiſch zuſammenhängend von ſich aus zu beſeelen. Wer dieſe Zuſammenhänge in anſchaulich wahrnehmbaren Formen darſtellt, iſt ein Künſtler. Wer ſie als Politiker ſeinen als gut und nöthig erkannten Zwecken dienſtbar zu machen weiß, iſt, auch wenn er nicht darſtellt, dennoch ein geſtaltender Künſtler. Wie löſtlich kurz weiß Bismarck zu charakteriſiren, mit welcher Leichtigkeit fühlte er ſich in den Gegner hinüber, wie dramatiſch gegenſätzlich komponirt er oft! Er zeigt damit: Sehen Sie, meine Herren, ich verſtehe Das ganz gut; Dies oder Jenes haben Sie noch überſehen, was Sie für ſich anführen könnten. Und nehmen wir einmal an, Ihr Vorſchlag würde Geſch. was käme dann? Das und Das. Möchten Sie Das auf ſich nehmen? Aljo. Glauben Sie mir; ich bin gar nicht ſo blind oder verbohrt, daß ich nicht auch die Rehrseite zu ſehen wüßte. Aber ſie verlockt mich nicht. . . Politik iſt Kunſt; dieſer Mann hatte das Recht, es zu jagen.

Der alte Herr, der in Friedrichsruh jeder Viedertafel ein paar freundliche Worte zu jagen wußte, jah ja nun freilich anders aus als der ſchroffe Junker, der noch obendrein den Muth hatte, herausfordernd zu betonen: Ja, ich bin ein Junker und ich empfinde es mit Stolz, daß ichs bin. Aber es war im Grunde der ſelbe Menſch, verſchieden in ſich nicht breiter noch tiefer als Jugend und Alter gemeinſin. Die Jugend drängt vorwärts, das Alter träumt zurück. Sieht man aber die Reden des alten Herrn genauer an, ſo findet man unter den anſchaulich vorgetragenen Reminiszenzen doch manche Keime, die friſch aus neu durchgeändertem Gedankensboden ſtammen. Der belebende Kampf freilich, den er ſelbſt als heilſam und nothwendig, als Stahlbad der Geiſter erkannt hat, war ihm durch ſeine Entloſung abgeſchnitten worden. Wenn er auch empfand: „Die Pflicht, zu reden, zielt in meinem Gewiſſen wie mit einer Piſtole auf mich“, ſo mochte er doch nicht mehr gleichwie der „Auff, der Uhu in einer Krähenhütte“ angefallen werden in einer ungedeckten Stellung vor dem ſelben Kanzlertüſch, von dem aus er ſo lange die Geſchäfte des Reiches geführt, die Angelegenheiten Europas, ja, der ganzen Welt kritiſch überwaht hatte. Er mochte es nicht, aber er brauchte es auch nicht. Denn auch aus dem dunklen Sachſenwalde ſcholl ſeine Stimme vernehmlich übers Land in die weite Welt, warnend, beſchwingtugend, ermunternd; lebendig bis ans Ende. Und Alle horchten wir auf, wenn Bismarck ſprach.

Dresden.

Eugen Kallſchmidt.

## Der Spiegel.

Sandro raffte eilig den kleinen Teppich zuſammen, der über das Deck gebreitet war, legte ihn doppelt und vierſach, darauf ſeinen Mantel und bot den ganzen Paß der Konteſſa als Sig an. Konteſſa Filippa hatte dem eifrigen Jüngling lächelnd zugeſehen. Ihre Lippen waren in feiner Verſchmiptheit gekräuſelt und ſie ſahen keinen Gebrauch von dem Liebedienſt machen zu wollen.

Sandro wurde purpurroth. „Ihr werdet ermüden, Eccellenza“, ſagte er höflich.

Nur um dieſen Ton der beſcheidenen Huldigung zu hören, hatte ſie gezdggert; und nahm nun auf dem Gallion Platz, das Antliß dem Fahrzeug zugewendet, den Leib feſt in den vorderſten Winkel des Bordgeländers gepreßt. In ihren Häſen Sandro Ghetaſbi. Ein Windhauch, der die trägen Segel überholte, ſtrich ihr gärt-

lich die Wöckchen von den Schläfen. Die Augen der Kontessa waren unbeweglich, weitgeöffnet auf das Segel gerichtet, als stände da der Entschluß geschrieben, den sie suchten. Aber die Fläche war weiß und leer, kaum angeathmet von dem Bienen- duft der verweltenden Sonne. Da tauchte zwischen den Brauenschwüngen der Kontessa senkrecht eine dunkle Falte auf.

Scheu sah der Jüngling dieses Adlerwappen des Gedankens. Was die Herrin nur hatte? Sie war nicht wie sonst. Verloren, sinnend; und gerade heute, am Vorabend des großen Tages, da ihren Gemahl der Scharlach der Republik, die goldenen Sporen König Sigismunds schmücken sollten? Warum? Vergeblich zerbroch sich Sandro den Kopf darüber. Diesen Kopf streichelte jetzt der Blick Filippas und ein Leuchten kam aus ihren Augen, vor dem alle Schatten weichen mußten.

„Du bist schweigmächtig, Sandro. Erzähle!“ sprach sie heiter.

Er fuhr in selbigem Erschrecken auf. „Was soll ich? Ich weiß nichts.“

„Gut, so will ich Dir erzählen.“ Und plötzlich griff eine unbezähmbare Leidenschaft mit fünf Krallen in das Gesicht der schönen Frau. Nur einen Herzschlag lang: dann kam schon ruhig, als sei es ein Märchen, halb gesungen, halb gesprochen, von den zitternden Lippen. „Am Molo da liegt eine Bark bereit. Man kommt an Bord, das Gangspilz kreischt und das Schiff zieht seine Bahnen. Darinnen . . . Wer ist drinnen, Sandro?“

„Ich . . . Ich weiß nicht, Eccellenza.“

„Auf dem Schiff . . . Wer mag's nur sein? Ein Knabe und seine Dame. Kennst Du die Dame? Wohin geht die Reise? Uebers Meer, wohin die glücklichen Winde blasen. Kennst Du das Ziel?“ Sie weidete sich an seiner Hilflosigkeit.

„Ihr wollt in See gehen, Eccellenza?“, rief er höflich erstaunt.

Ein Blick der Kontessa, der seinen Blick auffing und achterwärts nach dem Steuermann hinlenkte, mahnte Sandro, die Zunge zu hüten. Doch die geheimnißvollen Andeutungen Filippas ließen seiner Reugier keinen Frieden. „Ihr wollt in See gehen, Eccellenza?“ fragte er leiser. „Ich darf Euch begleiten? O, mich dürft Ihr gewiß nicht zurücklassen! Es geht gar über See? Ja? Wohin um aller Heiligen willen? Nach Venzano? Das kann nicht sein. Nach Venedig also?“

Bekümmert ließ sie ihn rathen.

„Sicherlich nach Venedig zu Signora Prodanelli. Nicht? Am Ende gar . . . Ist es denn möglich, Signora? Ihr werdet den Schwager, Conte Pietro in Salamanea, besuchen?“

Durstig trank ihre Liebe die Plauderworte. Die Hingabe an diesen edlen Jüngling — wie oft hatte sie vor ihm, dem Ahnungslosen, es erwogen! — wird sie keinen Kampf mehr kosten. Fliehen, mit ihm, ihm angehören, die Blüthezeit eines Menschenpaares lang: was lag noch jenseits von solchen Tagen, was vor ihnen, daß sie sie nicht erleben sollte?

Nur: der Gemahl! . . .

Das Boot war inzwischen an dem Leuchtturm der Bettini vorbei ins offene Meer gelangt, um die Halbinsel zu umschiffen, und lag jetzt vor einem frischeren Wind. Rauschend theilte der Kiel die Fluthen. Sie schäumten bis zum Gallion auf und bedrohten die Kontessa auf ihrem Teppichthron. Als sie sich eben lachend retten wollte, ließ der Steuermann nach der Bucht abfallen und die Kontessa verlor auf dem schwanken Deck den Boden. Der Jüngling sprang herbei. Er mochte

zaghaft genug zugegriffen haben. Ihre Lächeln jagte ihm auch diesmal wieder das Blut in die Wangen. „Mein Kind“, sagte sie, „mein Unverstand,“ ehe sie, einen Augenblick zu spät, den helfenden Arm freigab.

Beide ließ der Knall eines Böllers jäh umsehen. Da stand vor ihnen der Thurm von San Lorenzo schwer und tropig in der Brandung; und von seiner Fimentroue stieg eine Rakete auf. Glockenläuten tönte aus der Stadt, eine Kanone um die andere wurde auf den Mauern gelöst und eine Rakete um die andere zerstob im Abendhimmel. Das Fest der Signoria hatte begonnen.

Nun lief das Boot auch schon in den Hafen ein. Wartende Diener halfen es vertäuen. Ehe sie noch recht fertig waren, erklimmte Filippa, auf den Arm ihres Kavaliere gestützt, die Steinstufen des Rolo und schritt der Sänfte zu. Unmuthig nahm sie die Abwesenheit ihres Gemahls wahr. Hatte sie denn wirklich erwartet, daß er zu ihrem Empfang erscheinen würde? Der Glanz seines neuen Amtes vertrat nicht ihre Schönheit neben sich. Geduld, Geduld! Der Eigendünkel wird sich morgen im Lalar der höchsten Ehren blähen. Von Tausenden umjubelt, vom Bischof im Dom zu San Biagio gesalbt, Aeltester der Drei Räte: so wird er sich zu Tisch setzen. Und just wenn seine freche Hand nach dem Pokal greift, um den berauschenden Trunk des Erdenglases auf den letzten Tropfen zu genießen, just in diesem Augenblick wird der Rettore der Republik ein Hahnrei sein, ein Harlekin, den seine Frau mit dem Pagen betrogen hat, ein Karnevals Narr für das Gelächter der Menge. So hat sie sich ausgeheßt, so macht es ihr grausame Freude.

Nun stehen die Koffer schon zur Flucht bereit. Die Eccellenza hat ein Kleid von grünem Sammet angelegt und horcht ungeduldig aus dem Duster des Saales hinaus auf den vom Volk belebten Stradone, ob sich nicht bald in die verworrene Musik, in den Jubel und Pistolknall das Pochen des Thürklopfers mischen werde.

Endlich! Stumm entschlüpft die wlachische Dienerin, um zu öffnen. Sandro Ghetalbi tritt ein. Auf seinem Antlitz strahlt noch der Widerschein all der geschaute Pracht, aus seiner Kehle klingt das Jauchzen der Wassen, als er verkündet, der Zug des Senates sei eben in den Palast verschwunden.

„Nach Licht, Elena“, ruft die Herrin. Dann schickt sie, bei flackerndem Kerzenschein, noch einmal, zum letzten Mal, ihre Blicke die Wände entlang, über die vertrauten Bilder, auf das verhaßte Lager — und von ihm auf den Jüngling. Ahnt er, welche Wonnen ihm dieser verzehrende Blick für die Nacht auf dem Meer verheißt?

Und dann auf den Spiegel. Venezianisches Glas, von blutrothen Granaten umrahmt. Mit den Versprechungen dieses Spiegels hat Filippas Schönheit — der Abend weiß, wie oft — erbittert Filippas Loos verglichen. Nach diesem Spiegel greift jetzt die Kontessa. Da sieht sie . . ., wo sich Wimper und Schläfe küssen, in dem Winkel den ersten Voten des Alters eingenistet, einen Krähfuß.

Der Spiegel entgleitet der Lebenden.

Kontessa Filippa nimmt des Knaben Kopf zwischen beide Hände und küßt ihn; einmal, zweimal. Nur auf die Stirn. Zwei Thränen, die Niemand versteht, weinen einem Traume nach.

„Ein Spiegel zerbrochen! Sieben Jahre Unglück!“ murmelt die Wlachin, während sie die Reisefoffer auspackt.

## Selbstanzeigen.

**Ins Freie!** Novellen. Verlag von Dr. Franz Ledermann, Berlin, 2 Mark.

Menschen, die aus der Enge ihres Lebens, aus der Schwachheit ihrer Empfindungen, aus der Dürftigkeit ihrer Leidenschaften und aus der Kleinheit ihres Willens hinausdrängen . . . Wie Ernst im Herbstausflug. Zum ersten Mal in seinem Leben lächelt ihm ein Weib Gewährung. Wie die „Großstadtmäde“. Sie läßt sich von der Naturkraft ihres Jugendfreundes überwältigen; gern überwältigen. Während Ernst aber an seinem Erlebnis erstarbt, erliegt die Großstadtmäde dem Erlebnis, entflieht ihm. Man muß stark sein, um ins Freie, um zu sich selbst gelangen zu können, wie die Tochter des Circusbesizers, die mit ihrem Athleten auf und davon geht. Alle haben ja ihr eigenes „Freie“. So wird man verstehen, wenn ich Manches ernst nahm, Manches aber belächelte, das ins Freie strebte und trieb.

Großlichterfelde.

Hans Cismald.

**Frauchen.** Roman. Heinrich Minden, Dresden.

Frauchen hatte mit Bestimmtheit erkannt, daß es unmöglich sei, dies entsepflich langweilige Leben noch etwa weitere fünfzig Jahre zu ertragen. Den Versicherungen der Tante, daß diese Langeweile sich bei pflichtgemäßer häuslicher Thätigkeit verlieren werde, glaubte sie nicht; denn ihr war diese häusliche Thätigkeit ein Gräuel. Da kam Waleka, ihre Schwägerin, aus der „Welt“ in die kleine Stadt. Als eine Frau, die studierte, die sich die Hebung ihres Geschlechtes als Lebenslauf erwählt hatte, machte sie in Neustadt ungeheures Aufsehen. Sie revoltirte die Frauenwelt, man ahmte ihr nach und Frau Agnes überwand ihre Trägheit so weit, daß sie einen Beruf ergriff. Daß der Mann, ein Hauptmann, nun die Leitung des Hauswesens, die er immer als Kinderpiel bezeichnet hatte, mehr und mehr in die Hand bekam, war nur natürlich. Was Beide, Mann und Frau, in ihrem neuen Wirkungskreis erlebten und was die Folgen ihrer Erkenntniß waren: Dies und noch einiges Andere wird in dem Buch berichtet. Den Leser darf ich versichern, daß ich die Frauenfrage darin nicht beantwortet habe. Doch trägt nicht jeder Hinweis auf das „Natürliche“ zur Erkenntniß bei? Und hilft es also nicht doch ein Wenig mit, die Lösung ungelöster Probleme zu befördern? Schade, daß nicht auch in Wirklichkeit so manche Männer und Frauen einmal verkehrte Welt spielen und des Anderen Thätigkeit und Sphäre dadurch gründlich kennen lernen.

Zehlendorf.

Felix Freiherr von Stenglin.

**Ich will Dir viele Schmerzen schaffen.** Berlin, Otto Janke; 1 Mark.

Ein Frauenbuch! Wohl. Aber eins, das nur eine Frau schreiben konnte. Es giebt eine heilige Zeit im Leben der Frau. Der Volksmund sagt schön: die gesegnete. Von ihr nur wollte ich reden. Mit tiefer Andacht. Auch dann, wenn meine stille Heldin in übermüthigem Glückwunsch zu sich selber spricht: „Arm seid Ihr Männer doch! Mein Kind regt sich in mir! Was habt Ihr zu geben, das sich damit zu vergleichen wagt? Eure stolze Erfindung, Euer tiefstes Buch: ihr ein Kind, kann es leben?“ Von diesen gesegneten Tagen wollte ich reden, von den geweihten Flügeln, die die große Göttin jeder werdenden Mutter leiht, daß ihre

Seele in glücklichem Fluge sich aufschwingt. Von den geklärten, den Ewigkeitigen Euch sagen, mit denen sie hinuntersehnt in das Werden und Vergehen auf der Erde. Bis ihrer Leiden lichtvolles, lächelndes Erkennen sie ergreift, das Erkennen, daß wir nur leben, auf daß Andere, immer Höhere, immer Größere und Bessere leben dürfen. Man schelte das Buch nicht, das ein einfaches, Milles Frauenbuch ist und nichts Anderes sein will.

Rose Rauman.



**Walden.** Von Henry D. Thoreau. Deutsch von Wilhelm Kobbé. Eugen Niederich, Jena.

Ein paar Aphorismen aus dem Buch Thoreaus:

Jedermann hat die Verpflichtung, sein Leben, auch in Einzelheiten, so zu gestalten, daß es selbst in seiner feierlichsten und kritischsten Stunde als der Betrachtung würdig sich erweist.

Für Den, dessen elastische, kraftvolle Gedanken mit der Sonne gleichen Schritt halten, ist der Tag ein ununterbrochener Morgen.

Wir kennen nur wenige Männer, aber sehr viele Röcke und Hüfen. Beleiße eine Vogelscheuche mit Deinem neuesten Anzug und stelle Dich nadend neben sie: wer würde da nicht zuerst die Vogelscheuche grüßen?

Der Farmer bemüht sich, das Problem des Lebensunterhaltes durch eine Gleichung zu lösen, die komplizierter ist als das Problem selbst. Um seine Schuldbänder zu verdienen, spekulirt er in Viehheerden.

Wir sollen unseren Rath mittheilen, nicht unsere Verzweiflung, unsere Gesundheit und unser Behagen und nicht unsere Krankheit.

Der Mensch, der nicht glaubt, daß jeder Tag eine frühere, heiligere und heller vom Morgenroth durchglähete Stunde mit sich bringt als alle, die er bereits entweichte, hat am Leben verzweifelt.

Noch immer leben wir im Staub, wie die Ameisen. Und doch berichtet die Sage, wir seien schon vor langer Zeit in Menschen verwandelt. Wie Pygmalion kämpfen wir mit Kranichen. Irrthum häuft sich auf Irrthum, Stämperei auf Stämperei. Unser Leben wird durch Kleinigkeiten vergeudet. Ein christlicher Mensch braucht kaum mehr als seine zehn Finger zum Rechnen. Im ürgsten Nothfall kann man ja seine zehn Beine zu Hilfe nehmen und den Rest in Vausch und Bogen acceptiren. Einfachheit, Einfachheit, Einfachheit! Ich sage Dir: Wieh Dich mit zwei oder drei Angelegenheiten, aber nicht mit hundert oder tausend ab. Rechne nicht mit einer Million, sondern mit einem halben Dugend und führe Buch auf Deinem Daumennagel.

Die Menschen glauben, die Wahrheit sei in weiter Ferne, an den Grenzen der Welt, hinter dem letzten Stern, vor Adam und nach dem letzten Menschen. Allerdings: in der Ewigkeit liegt etwas Erhabenes und Wahres. Aber all diese Zeiten und Orte und Gelegenheiten sind jetzt und hier. Gott steht in diesem Augenblick im Zenith und wird in der Flucht aller Aeonen nicht göttlicher sein.

Die Zeit ist nur ein Strom, in dem ich fische. Ich trinke aus ihm, doch während ich trinke, sehe ich den sandigen Grund und entdecke, wie flach der Strom ist. Seine schwachen Wellen fließen dahin, doch die Ewigkeit bleibt. Ich will einen tiefen Trunk thun; ich will im Himmel fischen; dort liegen Sterne als Kiesel auf dem Grund.

Die Menschen jagten mir oft: „Sie fühlen sich gewiß recht einsam hier und möchten wohl gern, wenn es regnet oder schneit, und besonders in der Nacht näher bei ihren Freunden sein.“ Solchen Leuten möchte ich am Liebsten antworten: Diese ganze von uns bewohnte Erde ist nur ein Punkt im Raum. Wie weit wohnen, Ihrer Ansicht nach, die beiden entferntesten Bewohner jenes Sternes auseinander, dessen Scheibendurchmesser mit unseren Instrumenten nicht einmal annähernd gemessen werden kann? Warum sollte ich mich einsam fühlen? Ist unser Planet nicht in der Milchstraße? . . . Ich fand, daß keine Anstrengung der Fülle zwei Seelen je einander um Vieles näher brachte.

Gesellschaft ist meistens zu wohlfeil. Wir treffen uns nach allzu kleinen Pausen wieder und haben darum keine Zeit gehabt, neuen Werth für einander zu erlangen. Den Werth des Menschen macht nicht seine Haut aus: wir brauchen ihn darum nicht zu berühren.

Die wahre Ernte meines Lebens ist etwas so völlig körperloses und Unbeschreibliches wie die Himmelsfarben am Morgen oder Abend. Ein wenig Sternenschaub, ein Stückchen Regenbogen, den ich umklammert hielt . . .

In der Ferne hörte ich ein Rothkehlchen. Zum ersten Mal, wie mich dünkte, seit Jahrtausenden laschte ich seinem Lied. Und in vielen Jahrtausenden werde ich dieses Lied nicht vergessen, den alten, süßen, bezaubernden Sang aus der Ewigkeit.

Wenn ein Mensch nicht Schritt mit seinen Mitmenschen hält, so kommt Das vielleicht daher, daß er eine andere Trommel hört. Er soll nach dem Takt der Musik marschiren, die ihm ertönt, einerlei, aus welcher Ferne.

Wie niedrig Dein Leben auch sein mag: heiße es willkommen und lebe es. Weide es nicht und schilt nicht darauf. Es ist nicht so schlecht wie Du. Es sieht besonders arm aus, wenn Du besonders reich bist. Wer immer tadeln, wird auch am Paradies Etwas auszusetzen haben.

Oft widmete ich einige Stunden der tiefen Nacht — auch im Hinblick auf das nächste Mittagessen — bei Mondschein im Boot der Fischerei, während Eulen und Fische mir ein Ständchen brachten und von Zeit zu Zeit der knarrende Schrei eines unbekanntem Vogels erklang. Solche Ergebnisse waren denkwürdig und von hohem Werth für mich. Unbewegt lag das Boot auf dem vierzig Fuß tiefen Wasser, ungefähr fünfundsiebzig bis hundert Meter vom Ufer entfernt. Um mich herum tangten Tausende kleiner Barsche und Weißfische, die mit ihren Schwänzchen im Mondlicht die Wasseroberfläche kräuselten, während ich durch eine lange, flächserne Schnur mit geheimnißvollen, nächtlichen Fischen, die vierzig Fuß tiefer wohnten, Bekanntschaft anknüpfte. Oder ich zog, wenn das Boot vor dem leichten Nachtwind dahintrieb, eine sechzig Fuß lange Angelschnur durch den Teich und schloß ab und zu, daß sich ans Ende der Schnur ein Stück Leben voll stumpfen, ungewissen und blinden Begehrens heimlich heranschlich und schwerfällig einen Entschluß faßte. Mit seltsamem Erschauern spürte ich, zumal in dunklen Nächten, wenn die Gedanken mit unergründlichen und kosmogonischen Problemen in andere Sphären gewandert waren, dieses leichte Zucken, das meine Träume unterbrach und mich wieder mit der Natur verband. Ich dachte, daß ich meine Angel eben so gut in die Luft hinauswerfen könne wie hinein in das kaum dichtere Element. So fing ich zwei Fische mit einer Angel.

St. Louis, 11. S. W.

Dr. Wilhelm Robbe.

## Die Spiritus-Centrale.

In einer Versammlung, deren Schauplay Breslau war, ist die „Centrale für Spiritusvertwertung“ neuerlich wieder hart getadelt worden; auch die Regierung, weil sie das Spirituskartell allzu auffällig begünstige. Der Unwille, der in Breslau Ausdruck fand, ist allgemein und macht sich jetzt mit besonderer Energie Luft, da für die Centrale neue Grundlagen geschaffen werden sollen. Seit dem ersten Oktober 1899 besteht sie; als G. m. b. H. Ihr Zweck ist im Namen erkennbar. Produktion und Absatz des Spiritus stehen, so weit deutsche Fabriken und Brennereien in Betracht kommen, zum größten Theil unter der Kontrolle des Kartells, das zunächst auf eine Dauer von neun Jahren, bis zum ersten Oktober 1908, abgeschlossen wurde. Obwohl man den von der Regierung unterstützten Spiritusring für einen der im Deutschen Reich mächtigsten Industrieverbände halten könnte, ist er hilfloser als etwa das kleinste Sonderkartell in der Montanindustrie. Vom ersten Tag seines Bestehens an hat man eigentlich nur aus der „Zeitschrift für Spiritusindustrie“, dem Organ der Centrale, etwas Anderes als Klagen über ihn gehört.

Der ursprüngliche Plan, für die Hauptmasse des im Inland erzeugten Spiritus den Absatz und damit auch die Preise auf dem heimischen Markt zu regeln, konnte nur in sehr unzulänglicher Weise durchgeführt werden. Wohl schlossen sich der Gemeinschaft gleich anfangs die meisten größeren Spiritfabriken und die landwirtschaftlichen Brennereien an; aber der Centrale fehlte die wichtigste Voraussetzung für eine verständige Beeinflussung der Produktion: sie hatte nicht, wie das Kohlen-syndikat, die Macht, die Erzeugung einzuschränken. Die Möglichkeit, die Bedingungen der Produktion zu regeln, liefert dafür keinen Ersatz; statt des Zwanges bietet sie höchstens ein Lockmittel. Für die am ersten Oktober eröffnete neue Campagne (die Spiritusjahre beginnen immer am ersten Oktober) ist der an die Brenner zu zahlende Abschlagspreis pro Hektoliter reinen Alkohols auf 42 bis 43,50 Mark, je nach der Größe der Vetheiligung, festgesetzt worden; aber nur für den Fall, daß die Produktion gebunden wird; ohne Bindung sind höchstens 40 Mark zu zahlen. Durch das Angebot eines höheren Preises will die Centrale die Brenner für eine Einschränkung der Produktion gewinnen, weil ihr ein Zwangsmittel fehlt. Das Kohlen-syndikat befiehlt, der Spiritusring schlägt vor: der Unterschied erklärt schon, warum die Centrale nicht mehr Erfolg hatte. Sie hat weder zu hindern vermocht, daß die Zahl der Brennereien von Jahr zu Jahr zunahm und deshalb stets mit einer Ueberproduktion gerechnet werden mußte, noch ist ihr gelungen, für stetige Preise zu sorgen. Der Preis schwankt vielmehr beständig. Die Tendenz nach oben ist freilich vorhanden; denn der Verband kann den Mangel einer wirksamen Kontrolle über die Spirituserzeugung nur durch willkürliche Erhöhung der Preise ausgleichen. Der Spiritusring hatte die Verpflichtung übernommen, seinen Mitgliedern hohe Berwerthungspreise zu verschaffen; ohne dieses Versprechen wäre die Ausschaltung des Zwischenhandels überflüssig erschienen. Nun galt es also, zu zeigen, was der Ring kann. Im ersten Jahr wurde ein durchschnittlicher Erlös von 41,50 Mark erzielt, der die beteiligten Brenner befriedigte, da schon das erste Betriebsjahr im Zeichen einer Ueberproduktion stand. Der Abschlagspreis (eine à conto-Zahlung auf den einseitlich zu berechnenden Jahresverkaufspreis) an die Brenner hatte damals 38 bis 39 Mark betragen, so daß ihnen eine Nachzahlung von 3,50 und

2,50 Mark gewährt worden war. Aber schon im zweiten Jahr konnte die Centrale keine Nachzahlung über den Abschlag von 39 Mark hinaus leisten; und noch ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse im folgenden Jahr, das einen Rückgang bis auf 30 Mark brachte. Das Jahr 1901 bewies dann deutlich die ungenügende Organisation des Spirituskartells, das gegen die Folgen zunehmender Ueberschneidung nichts vermochte. Vielleicht wäre der Preisrückgang ohne den Ring noch viel schlimmer geworden; jedenfalls konnte die Centrale den Preisrückgang nicht aufhalten. Das aber hatte man von ihr erwartet. Nach den üblichen Erfahrungen des Jahres 1901 hat sie dann in der vorhin geschilderten Art die Produktion einzuschränken versucht. Diese „Bindungen“ werden aber durch hohe Abschlagspreise theuer erkauft. Der ganze Aufbau ist eben künstlich gethürmt. Ist die Krisis im Brennereigewerbe beseitigt? Nein. Sind rasche Preisrückgänge unmöglich gemacht? Nein. Was aber nützt ein Kartell, das dieses Ziel nicht zu erreichen vermag?

Zu welchen Auswüchsen das System der Abschlagspreise führen kann, zeigte die Saison 1904, die mit dem bisher noch nicht dagewesenen Satz von 57 Mark begann; der Maximalpreis des Jahres 1887 hatte, bei freier Konkurrenz, nur 51 Mark betragen. Den unerhört hohen Satz des vergangenen Jahres sollten nun die schlechte Kartoffelernte, die dadurch hervorgerufenen hohen Kartoffelpreise und die in greifbare Nähe gerückte Gefahr einer Spiritusnoth verschuldet haben. Natürlich haben diese Momente mitgewirkt, denn die Spiritusindustrie ist von der Kartoffel abhängig; da aber die Kartoffelmengen ständig zunehmen, dürften, wenn Erzeugung und Absatz des Spiritus ausreichend geregelt wären, vereinzelte Mißernten keine so fühlbare Wirkung üben. Die Kurve der Spiritusproduktion in den letzten Jahren läßt deutlich erkennen, daß es hier an der nothwendigen Voraussicht gefehlt hat und daß an den unhaltbaren Zuständen äußere Ursachen weniger schuld gewesen sind als die inneren Verhältnisse des Ringes. Bevor der Vertrag, dem die Spiritus-Centrale ihr Dasein verdankt, in Kraft trat, hatte die durchschnittliche Jahresproduktion 307 Millionen Liter betragen; 1898/99 stieg sie auf 382,3 Millionen, ging 1899/1900 auf 365,5 Millionen zurück, erhöhte sich 1900/01 auf 406, 1901/02 auf 424,4 Millionen, sank dann, in Folge der künstlichen Produktionsbindung, auf 338,3, stieg 1903/04 wieder auf 385,3 und kam 1904/05 auf 379 Millionen Liter. Dem Ring ist der Versuch, Produktion und Verbrauch in ein richtiges Verhältnis zu bringen, nicht gelungen. Jetzt droht die Gefahr einer abermaligen starken Zunahme der Spirituserzeugung; und vor einem Jahr drohte eine Spiritusnoth. Damals gab es eine schlechte Kartoffelernte; diesmal wird mit einem „enormen“ Ertrag gerechnet. Nun denke man sich, welche Folgen der Uebergang von 57 auf 42 Mark Abschlagspreis (innerhalb eines Jahres) für einen Verband haben muß, der so schlecht organisiert ist wie die Centrale. Sie hat natürlich noch sehr große Mengen Spiritus übrig, die zum Preis von 57 Mark eingegangen sind; darauf müssen unter veränderten Umständen nun sehr erhebliche Abschreibungen gemacht werden und einweilen kann der Ring die Verkaufspreise nicht ermäßigen. Um der Ueberschneidung auch von anderer Seite her zu Leibe zu gehen, hat sich die Centrale der bei den Syndikaten beliebten Taktik angeschlossen, ans Ausland zu Schleuderpreisen zu verkaufen und sich dafür an den inländischen Verbrauchern schadlos zu halten. Ferner hat sie (Das soll ihr als Verdienst angerechnet werden) auf eine erhöhte Verwendung des Spiritus zu technischen Zwecken hingearbeitet, die Per-



stellung von denaturirtem Spiritus gefördert und die Fabrication von Trinkbranntwein zurückgedrängt. Für diese That mag ihr der „Bund zur Bekämpfung des Alkoholismus“ ein Ehrendiplom ausstellen; die Brenner werden weniger entzückt davon sein, denn ihnen hat sie das Geschäft zum Theil gründlich verderben. Aber auch sich selbst hat die Centrale mit dieser Taktik geschadet: nicht nur Trinkbranntwein, sondern auch denaturirter Spiritus ist theurer geworden und der erhoffte Mehrgebrauch von Spiritus für Motoren und andere Kraftzwecke deshalb ausgeblieben. Der Kampf gegen das ausländische Petroleum, das der Spiritus verdrängen sollte, hat keinen Sieg gebracht. Daß die Branntweintrinker auch die Kosten des für technische Zwecke und Export billiger herzugebenen Spiritus tragen müssen, mag fromme Eiferer erfreuen; die Großdestillateure, Gastwirths und Liqueurfabrikanten jammern aber, ihnen werde das Geschäft verderben. Man mag über die Nützlichkeit dieser Weltbeglücker denken, wie man will: die Spiritus-Centrale braucht sie als Abnehmer und dürfte sie deshalb nicht als *quantité négligeable* behandeln.

Daß Regierung und Reichstag dem agrarischen Ring gern gefällig sind, erwähnte ich schon. Die Novelle zum Branntweinsteuergesetz ist 1902 den Wünschen der Centrale weit entgegengekommen. Ihre Wirkung war so bedenklich, daß die Handelskammern von Nordhausen und Hanau Ende vorigen Jahres vom Bundesrath ein Spiritus-Nothgesetz erbat. Vor Allem sollte die Unterscheidung von landwirthschaftlichen und gewerblichen Brennereien aufhören. Nach dem Branntweinsteuergesetz gelten eigentlich nur die landwirthschaftlichen Brennereien als legitim; ihr Contingent ist besonders reichlich und die vielgenannte „Liebesgabe“ sichert ihnen einen Vorzug in der Besteuerung. Die gewerblichen Betriebe aber werden schlecht behandelt. Das Branntweingesetz geht in seinen Folgen noch über das Börsengesetz hinaus. Die Regierung und mit ihr die Spiritus-Centrale, die austrüben, um die Ueberproduktion zu bekämpfen, haben sich blamirt, heucheln aber Unkenntniß dieser jedem Vernünftigen deutlich erkennbaren Thatsache. Unter den Mitteln zur Reform der Reichsfinanzen spielt die Besteuerung des Branntweins eine große Rolle. Ein Weheimer Finanzrath aus dem Reichsfinanzamt hat neulich sogar behauptet, der Plan eines Branntweinmonopols werde bald wieder austauschen. Die Centrale würde dabei gewiß nicht schlecht fahren; wenigstens, so weit die zu ihr gehörenden Spritfabriken in Betracht kommen. Bekannt ist ferner, daß die Centrale dem preussischen Eisenbahnminister Ausnahmetarife nach den deutschen Häfen verdankt; mit Hilfe dieses Privilegs vermochte sie den ringsfreien Fabriken, die etwa die dreifachen Frachtsätze zu zahlen haben, den Absatz nach dem Ausland fast völlig zu sperren. So versucht sie, nach allen Seiten ihre Macht zu stärken, und tritt nach außen in Wehr und Waffen in die Erscheinung. Auf dem wichtigsten Gebiet aber, dem der Preisgestaltung, vermag sie nichts auszurichten.

Genügt hat der Ring nur den Spritfabrikanten; die Brenner, also die Spirituserzeuger, haben im Durchschnitt wohl kaum so viel aus ihren Betrieben gezogen, wie ihnen die freie Konkurrenz gebracht hätte. Die Spritfabriken aber zahlen sehr schöne Dividenden. Herr Fibor Stern, ein tüchtiger seltsamemann, ders vom Beherling bei der Posener Spritfabrik bis zu deren Vorstand und zum Leiter der Centrale gebracht hat, versteht sein Netzer ganz vortrefflich: lächelnd zwingt er eine Fabrik nach der anderen, dem Ringe dienstbar zu werden; und wo es nicht auf dem gebahnten Wege geht, kommt der Kluge von hinten ans Ziel. Die Berliner

Spritsfabrik mußte vor einem Jahr ihre Existenz dem schrecklichen Ißdor opfern; und nun ist es auch gelungen, zwischen der Posener Spritsfabrik und der Bank für Spiritus- und Produktenhandel in Berlin die Interessengemeinschaft, gegen die zunächst eine Minderheit der Aktionäre scharf opponiert hatte, auf einem Umweg zu erreichen. Die Posener Gesellschaft hat, auf Grund eines ihr zustehenden Bezugsrechtes, die Majorität der Spritsbankaktien erworben und will sich nun von einer auf den fünfundzwanzigsten November einberufenen Generalversammlung für diesen Schritt Indemnität erteilen lassen. Eine seltsame Sonderstellung nimmt die Breslauer Spritsfabrik ein, die zwar dem Ring angehört, aber schon jetzt mit der Nordhäuser Spritsfabrik ein Abkommen getroffen hat, das am ersten Oktober 1908, am Tage der Auflösung des Spirituskartells, in Kraft treten soll. Diese beiden Unternehmungen rechnen also offenbar darauf, daß die Centrale nicht erneuert wird. Schmerz wird der Centrale auch der Kampf gegen die Ostdeutsche Spritsfabrik, die, wie zum Hohn für den Ring, alljährlich mit besseren Erträgen aufwartet (für 1904 wurde eine Dividende von 9 Prozent verteilt und das Gesellschaftskapital von 1453000 auf 1473000 Mark erhöht.) Der kleine Wilhelm Kantorowicz (Mitglied des Kellertenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft), der Leiter der Ostdeutschen, ist dem langen Ißdor als Kaufmann gewachsen und überragt ihn an geistiger Kultur zweifelloß; dafür zeugt schon sein lesbares Buch über die Psychologie der Kartelle. Amusant ist, daß der Direktor der größten der nicht zum Ring gehörenden Fabriken über die Centrale urtheilen zu hören. Kantorowicz meint, gerade beim Spirituskartell könne die Preisbewegung nicht schwer vorausberechnet sein; stabil seien trotzdem aber nur die Schwankungen geblieben. Die Centrale sei eben unfähig gewesen, die nächste Zukunft des Artikels zu übersehen. Bitter; aber wahr. Die Ostdeutsche läßt sich durch die Angriffe des Kartells nicht aus der Fassung bringen, sondern verfährt so, als sei der Ring überhaupt nicht mehr da, und fordert schon jetzt zu Abschlüssen für das Jahr 1908/09 auf. Zu den Gründern der Ostdeutschen Spritsfabrik gehörten übrigens auch der (inzwischen verstorbene) Dr. von Hansemann auf Pempowo und Herr von Thiedemann, sein Genosse im Hakatismus. Feindschaft gegen die Agrarier konnte man diesen Herren doch wohl kaum nachsagen; daß sie sich trotzdem dem Spirituskartell nicht nur nicht angeschlossen, sondern es sogar offen bekämpften, beweist jedenfalls, wie geringe Hoffnungen sie schon anfangs auf sein gedeihliches Wirken setzten.

Daß der Verband auf der alten Grundlage nicht erneuert werden kann, wird von den ihm angehörenden Brennern nicht mehr bezweifelt. Verträge, wie sie heute zwischen Spritsfabrikanten und Brennereien innerhalb des Kartells bestehen, sind nicht länger möglich; der eine Kontrahent hat allzu sehr auf Kosten des anderen gelebt. Auch glaubten anfangs viele Brenner sich gezwungen, dem Ring beizutreten. Ohne wesentliche Zugeständnisse wird ein neuer Vertrag kaum zu erreichen sein. Den Abnehmern wäre wohl ein größerer Einfluß auf die Politik der Centrale zu sichern. Zwar giebt es einen siebenköpfigen „Beirath der Abnehmer“, der aber den Entschlüssen des Herrn Stern nur Beifall zu icken hat. Denn diese Sieben werden nicht von den Verbrauchern gewählt, sondern von der Leitung der Centrale ernannt; und man kann sich danach ungefähr vorstellen, wie diese Vertrauensmänner für die Abnehmer sorgen. Schließlich bliebe noch die Frage, ob denn die Erneuerung der Spiritus-Centrale überhaupt nöthig sei. Wenn Jemand darauf mit einem glatten Nein antwortete, hätte man keinen Grund, ihn einen Thoren zu schelten.

Ladon.

# Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten  
Constructions.

## Strassenlocomotiven

und

## Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

# John Fowler & Co.

in Maadeburg.

## Nervenschwäche der Männer.

**Ausführliche Prospekte**  
mit gerichtl. Urteil und 3261. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Convert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

## Das Geheimnis der Seele ergründet!

Sobald erscheint: Hudson,

Das Gesetz der psychischen Erscheinungen.

2. Aufl. in 7 Lieferungen à Mk. 1,30.  
Eleg. brosch. Mk. 8,40, geb. Mk. 10.—.

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.



## Regie des Tabacs de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der  
Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie  
bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

## Detektiv.

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossener-strasse 20  
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.  
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

## Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenkranke

**Nur für 24 Patienten I. Kl.**

Winterliegehallen. Besondere Berücksichtigung der Verdauung.

« Literarisch und Proben kostenfrei. »

# Gludin

Dr. Klopfer's Weizen-Eiweiß  
Lecithin

ist das hervorragendste Kräftigungsmittel für Blutmangel, in der  
Ernährung Zurückgebliebene, **NERVÖSE**. In Apotheken und Drogerien.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

## Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180. Ecke Taubenstrasse

**Wein-Restaurant**

Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers  
von M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

**Bier-Restaurant**

Ausschank der Frei- u. Tucher'schen  
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

**Fritz Otto.**

## Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — \* — Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

## Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Gesamtversicherungsstand 640 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

**Wenn Sie Wert** auf wirklich reinen, alkoholfreien Naturwein legen, so trinken Sie nur

### Poetko's Apfelwein!

Von 35 L. aufwärts à 30 Pf., Auslese à

50 Pf. pro L. ab hier geg. Kasse od. Nachn.

**Ferd. Poetko, Guben 18,**

größte Apfelweinkelerei Norddeutschlands.

**Morphium-** Entziehungs-  
kuren leitet  
im Hause der  
Patienten  
R. Pfeife, Adr. Berlin NW 5, Rathenowerstr. 25.

**1000** Stck. verschied. Briefmarken,

alle echt, nur D.M. — u. Porto.

Sende seltene Marken zur Auswahl.

H. Würdemann jun., Oldenburg i. Gr.

NB. Auch Ankauf von Sammlungen.

## Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-

Nerven-System des Menschen und dessen

„Aufrischung und Kräftigung durch ein

erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche

à 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**

Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

## Elektr. Zimmer-Springbrunnen

mit Cupron-Element.



Umbreit & Matthes, Leipzig-Platzwitz 26.

Prospekt kostenlos.

## Linden-Buffer

Unter den Linden 31

Vornehmstes und modernstes Weinrestaurant

mit englisch-amerik. Buffet

Elite-Concert bis 3 Uhr Nachts.



Restaurant

## Hotel „Der Kaiserhof“

Täglich Tafelmusik 7—12 abends.

Eingang Haupt-Portal

## Berliner-Theater-Anzeigen

### KOMISCHE OPER

**Eröffnungs-Vorstellung**

Direktion: Hans Gregor.

### „Hoffmanns Erzählungen“

Phantastische Oper in 3 Akten von Jules Barbier.  
Musik von Jacques Offenbach.

## Cabaret

### Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

**Dir. Schnelder-Duncker.**  
**Rudolph Nelson.**

**11 Uhr Täglich 11 Uhr**

Sonntags 8 Uhr.

## Berliner Theater

Spielplan vom 10.—13. November 1905.

Freitag: 7 $\frac{1}{2}$  Uhr. **Die Jungfrau von Orleans.**

Sonnabend: 7 $\frac{1}{2}$  Uhr. **Kean.**

Sonntag: 3 Uhr Nachm. **Kean.**

Sonntag: 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Abends. **Kiwito.**

Montag: 7 $\frac{1}{2}$  Uhr. **Andalucia.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

#### Theater des Westens

Wochenplan v. 10.—13. Nov. 1905. Freitag.

Gastsp. Gemma Bellincioni. **Die Regiments-**

**tochter.** Sonnab. N. 3 U. Kl. Pr. **Der gehörte**

**Siegfried.** Abds. 7 $\frac{1}{2}$  U. Gastsp. Gemma Bellin-

**cioni. A. Santa Lucia.** Sonntg. Mittg. 12 U.

Matinée Isadora Duncan **Tanz-Schule.** Nachm.

3 Uhr. Halbe Preise. **Der Troubadour.** Abds.

7 $\frac{1}{2}$  U. **Die Fledermaus.** Montg. Gastsp. Gemma

Bellincioni. **La Traviata.** Weitere Tage s. Anschlagstule.

## Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Ziekel,** Friedrichstr. 236.

Freitag Abend 8 Uhr. **Der Familientag.**

Sonnab. Abd. 8 Uhr. **Die heilige Sache.**

Sonntag Nachm. 3 Uhr. **In Behandlung.**

Sonntag Abd. 8 Uhr. **Die heilige Sache.**

Die weiteren Tage siehe Anschlagstule.

#### Hôtel

### „Der Reichshof“

Wilhelmstr. 70a, dicht an den Linden

Tägl. ungarisches Strech-Orchester

vom 16. Nov. ab tägl. Wiederauftreten

**Rigo** unter persönl. Leitung.

#### VERFASSER v. Dramen, Gedichten,

Romanen etc. bitten

sich zwecks Unterbreitung eines vor-

teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-

kation ihrer Werke in Buchform, mit

uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.

Moderne Verlagsges. Curt Wigand.

## Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

### Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 9 Bildern von Julius Freund  
Musik von Victor Holländer.

Walden a. D. Miss Clifford a. D.

Bender. Giampietro.

Joseph. Frid Frid.

Massary. Steidl, Lilly Walter.

## Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

### Bis früh um fünf

m. Thielscher i. d. Hptrolle.

Sonntag, den 12. Nachm. 3 Uhr: **Kilometerfresser.**

## Kleines Theater.

Spielplan vom 10.—13. November 1905.

Freitag: 8 Uhr. **Hidalla.**

Sonnabend: 7 $\frac{1}{2}$  U. (Première) **Ghetto.**

Sonntag: 3 U. **Die Lore.** **Der zerbrochene**

**Krug.** Abends 8 Uhr. **Ghetto.**

Montag: 8 Uhr. **Hidalla.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

## Gebrüder Herrfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

### Familientag

### im Hause Prellstein

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11-2 Uhr.

#### Luise Theater

Freitag 10 U. **Faust.** Sonnabend 11 U. **Der**

**Mann im Monde.** Sonntag 12 U. **Hamlet.**

(Nachmittag 3 Uhr. **Der Veilchenfresser.**)

Montag 13 U. **Simsen.** Anfang 8 Uhr. Weitere

Tage siehe Anschlagstule.

**Ibach,** 1794 gegründet,  
Hofpianosortefabrik,  
BERLIN W., Potsdamer Strasse 22 b.

### Flügel u. Pianinos

in allen Holz- und Stil-Arten.

Event. Eintausch älterer Instrumente bei

Neukauf.

Vorzügliche Stimmungen.

St. Louis 1904 Grand Prix.



## Ein Wunder

volles Instrument für Jung und Alt bringe ich auch dieses Jahr wieder mit meiner **Konzert-Orchestrion-Trompete**. Die ganze Welt kennt die staunenswerten Vorzüge meiner jährlichen Neuheiten, aber diesmal wird alles Dagewesene übertriften. Die Trompete kann auch von keiner anderen Seite angeboten werden, denn sie ist vom Kaiserl. Patentamt unter No. 180900 vor Nachahmung gesetzl. geschützt. Die **Konzert-Orchestrion-Trompete** erfordert absolut keine musikalischen Kenntnisse. Jeder kann sofort Lieder, Tänze, Märsche usw. darauf spielen. Sie ist leicht zu handhaben, auch von Kindern und schwächlichen Personen. Es ist das denkbar schönste und vollkommene Instrument, welches den Musikfreunden zur eigenen Freude, zu Vorträgen, zu Ausfügen, zur musikalischen Erziehung der Kinder bald unentbehrlich sein wird! Wer liebt nicht Musik? Jedermann! Darum finden Sie auch kein passenderes Festgeschenk als wie Miethers **Konzert-Orchestrion-Trompete**, welche durch ihre Vorzüge jeden überrascht und selbst den kritischen Kenner entzücken wird. Dieses Instrument stellt eine kleine Kapelle dar und enthält:

eine garantiert rein abgestimmte **erstklassige Mundharmonika** mit 40 Stimmen aus massiv Messingplatten, **doppeltcs Glockenspiel** mit 4 Glocken, **selbsttätig rollende Schraubentrommel** mit Federwerk, **Paukenschlag** und 2 Becken, das Ganze in starker, dauerhafter Bauart und hochrein vernickelt, ausserdem mit feiner Quastenschnur verzert. Grösse ca. 40 cm. Die damit zu erzielenden Effekte sind wandervoll; die Harmonika spielt die Melodie und wird eigenartig und kolossal verstärkt durch die Trompete mit weitem Schallsüch. Die Harmonika kann immer wieder ersetzt werden, daher nur eine einmalige Ausgabe von dauerndem Wert. Eine auch für den Unmusikalischen sofort verständliche Schule ohne Noten und ein Liederbuch mit ca. 300 der neuesten Couplet-Lieder, Walzerlieder, Verse usw. liegen gratis bei. Den Preis habe ich zur schnellen Einführung wieder ungeheuer billig gestellt; ich liefere dieses Wunderinstrument in obiger garantierter Ausführung mit allem Zubehör inklusive starkem Aufbewahrungskarton bis auf weiteres für M. 9.75, 2 Stück für M. 18.—, Verpackung wird nicht berechnet. Garantie für tadellose Ankunft. Erfahrungsgemäss wird die Nachfrage wieder riesenhaft und kaum zu bewältigen sein; da ich aber jedem meiner werthen Kunden gerecht werden und vor dem Fest alle Aufträge rechtzeitig erledigen möchte, so bitte ich um eilige selbstige Bestellung. In diesem Falle führe ich bis auf weiteres jeder Sendung eine ff. 40 stimmige Ersatz-Mundharmonika vollständig umsonst bei. Die **Konzert-Orchestrion-Trompete** ist nur zu haben bei

**O. C. F. Miether, Instr.-Fabr., Braunschweig 59.**

Reich illustrierten Prachtkatalog über nur bessere Polyphons, Drehorgeln, Christbaumständer mit Musik, Mund- und Zugharmonikas, Sprechapparate, Zithern, Violinen, Gitarren, Saiten, Trompeten, Signalinstrumente, Automaten und alle anderen Musikinstrumente, viele Neuheiten, versende auf Wunsch umsonst. Ca. 10000 ehrenvolle Anerkennungen, Zeugnisse und Nachbestellungen.

### Lebens-Versicherung.

## VICTORIA zu BERLIN.

Lebens-Versicherungsbestand: über 1 Milliarde u. 200 Millionen Mk.  
Gesamt-Vermögen: über 1/2 Milliarde Mk.

Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1904: 105,478,467 Mk.

Pro 1904 erhalten die Versicherten 20,945,543 Mark Überschuss als Dividende.

### Volks-Versicherung.

## VICTORIA.

FEUER-VERSICHERUNGS-ACTIEN-GESELLSCHAFT.

==== Ganz neue liberalste Bedingungen. ====

### Feuer-Versicherung.

Unfall-

Einbruch-

Haftpflicht-

Diebstahl-

**Für jede Familie!** Wer sich einen vorzüglichen Cognac, Rum Chartreuse, à la Bénédictine, Curaçao, Bergamotte, etc. selbst bereiten will, der kann das auf allereinfachste und billigste Weise und in einer Qualität, die den besten Marken gleichkommt, mit **Jul. Schrader's Likör-Patronen**. Eine derartige Patrone reicht zu 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte 60—90 Pfg. Broschüre über ca. 90 Sorten mit Gebrauchsvorschrift gratis und franko durch

**Jul. Schrader, Feuerbach-Stuttgart 18.**

J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M.

Soeben erschienen die ersten sechs Hefte (I. Semester) der neuen Zeitschrift:

## „Mutterschutz“

Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik.

Herausgegeben

von

**Dr. phil. Helene Stöcker,**

Berlin-Wilmersdorf.

**Preis: Halbjährlich (6 Hefte) M. 3.—; Einzelheft 60 Pfg.**

**Inhalt der ersten Hefte:** An unsere Leser! — Dr. phil. Helene Stöcker, Zur Reform der sexuellen Ethik. — Prof. Dr. Brunn Meyer, Psychologie der Geschlechtsmoral. — Dr. Iwan Bloch, Liebe und Kultur. — Dr. Max Thal, Hygiene contra Ethik? — Maria Lischnewska, Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. — Dr. Karl Hagemann, Frauentracht und Sittlichkeit. — Dr. M. G. Conrad, Multatuli, Frauenbrevier.

**Angekündigte Aufsätze für das zweite Semester:** Clara Muche, Gesundes Triebleben als Grundlage der Geschlechtsmoral. — Dr. Ludwig Wilser, Die Bedeutung der Ehe für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. — Prof. Dr. Max Fleisch, Ehe, Hygiene, und sexuelle Moral. — Dr. Willy Hellpach, Zur Psychologie und Psychopathologie der Verführung. — Frau Prof. Schoenflies, Die sexuelle Ethik und die Bewertung der hauswirtschaftlichen Arbeit.

Ausserdem bringt jedes Heft ausführliche literarische Berichte, eine interessante Zeitungschau: „Zur Kritik der sexuellen Reformbewegung“, ferner aktuelle Nachrichten aus der Tagesgeschichte, die Mitteilungen des Bundes für Mutterschutz und einen Sprechsaal.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch den unterzeichneten Verlag.

— Probesthefte gratis und franko. —

Frankfurt a. M.,  
Finkenholstrasse 21.

**J. D. Sauerländers Verlag.**



## Für Künstler! Maler, Bildh., Architekten, Fach- und Amateur-Photogr., Kunstfreunde etc.

### Die Schönheit des menschlichen Körpers

Mit Beiträgen hervorragender Gelehrter und Künstler aller Länder und

**100 malerischen Aktstudien in Farbendruck.** Künstlerische Freilichtaufnahmen schöner Menschen in keuschester Nacktheit und von entzückender Schönheit. — Prachtwerk in splendifider Ausstattung. —

Zu beziehen

in 10 Lieferungen à Mk. 1.— oder in Prachtband geb. Mk. 12.50.

Wir liefern: 5 Lieferungen zur Probe für Mk. 5.30 franko, das ganze Werk für Mk. 10.50 franko, gebd. für Mk. 13.— franko, gegen Voreinsendung des Betrages oder gegen Nachnahme. (Nachnahme 30 Pfg. mehr. Nach dem Ausland entsprechendes Mehrporto.)

Auf Wunsch liefern wir monatlich drei bis fünf Lieferungen gegen Nachnahme, das ganze Werk auch gegen monatliche Ratenzahlungen von 3—5 Mark.

**Kunstverlag Klemm & Beckmann, Stuttgart 38 a.**

# Nürnberg 1906



## Bayerische Jubiläums- Ausstellung

Mai-

Okt.

Zu Geschenken geeignete **hochelegante Neuheiten** in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den **Pforzheimer Gold- und Silberwarenfabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

## F. Todt, Pforzheim.

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.  
Spezialität: **Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen**



No. 1883. **Manuschettenknöpfe** 14 car. Gold mit echten Rubin N. 25.—



No. 941.

**Broche** 14 car. Gold mit echten Brillanten u. Diamanten M. 105.—



No. 807. **Lasse** mit Unterteller und Löffel oxyd. mit moderner Emailverzierung u. Porzellan-Einsatz M. 25.—



No. 596. **Ring.**

14 car. Gold m. Platinfassung m. 7 echt. Rubin u. 14 Diamant. M. 55.—.



No. 987.

**Schlangen - Ring.** 14 car. Gold mit 2 echten Rubin und 2 Brillanten M. 55.—.



No. 79. **Ring.** 14 car. Gold mit 8 echten Brillanten und 6 Smaragde M. 145.—.



No. 947. **Ring.** 14 car. Gold mit Platinfassung, m. 4 echten Brillanten M. 115.—

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. — Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. — Alle Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

## == Viel Aufsehen ==

macht der satirische Roman

## Graf Udo Bodo von Frh. von Schlicht.

Mit scharfer Satire geißelt der Verfasser den sich bis zur Lächerlichkeit steigenden Dünkel des jetzt mehr wie je privilegierten Standes. Der Stoff ist dem Leben entnommen, das Werk dem Grafen „Kuno“ gewidmet.

Preis 4 M.; geb. 5 M.

Verlag Otto Janke, Berlin SW., 11.



**Schramm & Echtermeyer**Gegründet 1835. Dresden A4.  
Landhausstrasse 27.**ca. 400 Sorten Cigarren**von den billigsten Preislagen an.  
Deutsche Fabrikate. Habana-Import.  
Heiße Farben.**Cigaretten, in- u. ausländische Fabrikate.**Lieferanten vieler Höfe  
und offiziell - Casinos.  
Preisbücher stehen zu Diensten.

- ? ! (Neu) !

**Leni Wutki** und andere  
Geschichtennebst e. verdeckten Beigebicht von Dr. Elm  
(Dresden, Pierson) Mk. 2,50. (Drei fess. Volks-  
erzähl. mit e. vertraul. bedents. Beigabe als  
Hauptsache). Oeg. Beitrag od. Nachnahme frko.  
**Keyser'sche Buchhandlung, Erfurt.****Aktuell!**

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

**Kaiser Otto III.**

Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem „Toten Löwen“ hat hier  
der Verfasser in dem Sturze des Reichs-  
kanzlers Willigis von Mainz einen welt-  
historischen Konflikt zwischen Kaiser und  
Kanzler dramatisch gestaltet. In Eckard von  
Meissen wird man die Gestalt eines geliebten  
Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt-  
und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die  
Tragödie des**Epigonentum**

unserer Tage geschrieben.

Preis broschiert 2 Mark.

**Harmoniums**bei Firma **Schiedmayer-Klavierfabrik-Gesellschaft**  
Er. Maschinen b. Raabe und Hönigk. Berlin, Bülow-  
strasse 46. Anerkannt von den ersten Musik-Kriti-  
kern. Überlieferte Orgel- und Klavierorgeln usw.

25. 110 nr. Wen verlangen bei Musikanten Katalog gratis und franko.

**Vornehme Herren-Garderobe** Anzüge von 48 Mark an.  
**Grosse Auswahl englischer u. deutscher Stoffe.**

S. Klinkowski, Berlin W., Leipzigerstr. 24 H. Telefon Amt I, 3522.

**Bestellungen**

auf die

**Einbanddecke**

zum 52. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40-53. IV. Quartal des XIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum  
Preise von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung  
entgegengenommen.**Schlossbrauerei  
Schöneberg**

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,  
No. 5018 und 5424.Bietet ihre vorzüglichen Biere in Flaschen  
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . . M. 3,—

30 Fl. Kronentrüb . . . M. 3,—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

— **Pfund pro Flasche 10 Pf.** —Die Biere sind stark eingebraut und ausser-  
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-  
stoffen, welchen ein mässiger Alkohol-  
gehalt gegenübersteht.**Können Sie  
plaudern?**Wenn Sie lernen wollen, wie man auf  
eine passende, anziehende u. inter-  
essante Weise eine Unterhaltung an-  
knüpft, wie man sich gebildet u. ange-  
nehm ausdrückt, worüber man in der  
Gesellschaft, bei Tafel mit dem andern  
Geschlecht redet, Schmeicheleien  
sagt, kurz ein beliebter Gesellschafter  
wird, dann lesen Sie das Werk: „Die  
Kunst der Unterhaltung“. Pr. M. 1,80  
Verl. v. bekannten Autor Dr. G. A. Gärtner.  
Wendel's Verlag, Dresden 411.**Diabetes!****Bauer'sches Spezial-Institut für Diabe-  
tiker, Koetschenbroda Sachsen. Neues  
kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes  
praktisch bewährtes Heilverfahren.**

Cabinet-Comer  
**Graeger**  
 Sec  
 Gold & Silber  
 beziehen durch  
 die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
 Sect-Kellerei  
 Hochheim a. M.

**Magnetisiren** kann Jeder, d. das Buch: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von **P. Schröder** studiert hat. Mit vielen Abb. u. Taf. 680 S. gr. 8°. Pr. brosch. M. 12.— geb. M. 14.—. Verl. v. **Arwed Strauch, Leipzig 8.**

**GENESIS** Das Gesetz der Zeugung  
 Bd. IV. Amnismus u. Regeneration. Untert. über Sexual-Psychologie. 2 Aufl. Preis br. M. 4.—, geb. M. 5.—. Ausführl. Prosp. gratis u. franko. Verl. v. **Arwed Strauch, Leipzig 8.**

Probefrist. **90 000** gratis.

Lehrgänge in Briefen z. Selbstunterricht verkaufte der

Verlag für Nationalstenographie, Liegnitz 74.

## Geschäftliche Mitteilungen.

**Tägliche Abend-Konzerte im Kaiserhof.** Der Wunsch einen Mittelpunkt für das gesellschaftliche Leben der vornehmen Fremdenwelt und der Gesellschaft Berlins nach den Vorbildern von London und Paris zu schaffen, hat den neuen Vorstand der Berliner Hotel-Gesellschaft veranlasst, bereits jetzt zu Beginn der Winter-Saison seine schönen jeden Berliner wohlbekannten Räume dem grossen Verkehr zu eröffnen. Demgemäss werden von heute ab allabendlich im grossen Lichthof Konzerte stattfinden, die ebenso wie die berühmte Küche und die Weine des Hotels nicht verlehrt werden, einen neuen Anziehungspunkt für die elegante Welt der Fremden und Einheimischen im Mittelpunkt Berlins zu schaffen.

**Ein Wunder** im wahren Sinne des Worts bringt das durch seine jährlichen Neuheiten rühmlichst bekannte Musikhaus **O. C. F. Niether, Braunschweig 59** für dieses Fest mit seiner patentierten **Konzert-Orchester-Trompete**. Dieselbe vereinigt sich in eine kleine Kapelle und zwar: Mundharmonika mit Trompete, doppelt. Glockenspiel, selbsttätige Wirbeltrommel, Paukenapparat und 2 Becken, alles in starker dauerhafter Bauart und hoch ff. vernickelt. Das Instrument ist auch vom Unmusikalischen zu spielen, daher eignet es sich zum passendsten Geschenk für Jung und Alt. — Musik liebt doch Jeder. Der Preis von Mk. 975 incl. Schule, Liederbuch, Aufbewahrungskarton u. s. w. ist sehr niedrig gestellt, Verpackung wird nicht berechnet. Die Nachfrage wird wie alle Jahre ungeheuer stark sein, es ist daher im eigenen Interesse schleunigste Bestellung zu empfehlen, umso mehr als jetzt noch eine H. Ersatz-Harmonika vollständig umsonst beigelegt wird. Das Instrument ist nur von **O. C. F. Niether, Braunschweig 59** zu beziehen, der auch dieses Jahr wieder seine weltberühmten Klosterglockenspiele zum Versandt bringt. (Siehe Inserat).

**Für Raucher von importierten Havanna-Cigarren.** Havanna-Cigarren frisch zu halten ist eine Notwendigkeit für jeden verständnisvollen Raucher, jedoch war es bis jetzt dem Hotelbesitzer und dem Privaten, welcher gewohnt ist, sich ein kleineres oder grösseres Quantum von Havanna-Cigarren hinzulegen, war es bisher gänzlich benommen, seinen Vorrat stets frisch zu halten. Diesem Uebel wird durch die von der Firma **Schagen & Co. in Aachen** in den Handel gebrachten patentamtlich geschützten Importenkenkasten und Importenschränke nunmehr abgeholfen. Die Cigarren werden in den Kistchen, worin sie verpackt sind, in den Kästen oder in den Schrank gestellt und sollen darin viele Jahre frisch bleiben, ja selbst alte verrottete Cigarren sollen nach mehrtägigem Lagern wieder rauchbar werden, und einen Teil des verloren gegangenen Aromas zurück erlangen. Die Art des Gebrauches ist sehr einfach; man giesst auf die in einem Becken liegende Filzmasse etwas Wasser, welche jede 4-6 Wochen wiederholt wird. Bei Verwendung dieser Importenkenkasten und Schränke ist jeder Raucher also in der angenehmen Lage, stets frische Havanna-Cigarren in seiner Wohnung zu haben, selbst wenn die Räume trocken und geheizt sind. Anerkennungen von hochschätzender Seite, welche uns vom Fabrikanten zur Einsicht vorgelegt wurden, bestätigen die Güte und Zweckmässigkeit der Apparate.

## Zur gefl. Beachtung!

Unserer heutigen Nummer ist ein Prospekt der Verlagsfirma **Theod. Thomas in Leipzig** beigeheftet. Die Firma hat u. a. besonders auch die Werke von

**Ludwig Büchner, Eugen Dühring, Fürst Kropotkin, Herbert Rau**

verlegt, die sämtlich in diesem Prospekt angezeigt sind, ausserdem behandelt er viele andere interessante Werke. Wir empfehlen diesen Prospekt unseren Lesern zur sorgfältigen Beachtung.

Ausserdem liegt unserer heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der

**Deutschen Thee-Plantage der Gebrüder Eck**

aus **Ceylon**. Vertrieb: **Martin Eck, Oberursel-Frankfurt a. M.**

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

# Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Musikergesell. Schöpfer u. Hersteller Kollertent. Flügel- u. Pianino-Fabrik. Pianino von 400 M. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 M. u. Flügel von 900 M. an. Gebrauchte Pianinos 250 M. Gebrauchte Flügel ca. 900 an, barometer Bechstein, Blase, Duxen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons, auch billig zur Versteigerung, neu und gebraucht, eben, ohne Transportkosten. Große Auswahl. Beste Zahlungsbedingungen. Jahre. Katalog gratis und franco.

**Eisbärfelle** sind nicht besser aber teurer als meine Saisbärenfelle „Marke Eisbär“; feinste Eisbärenfelle, chemisch gereinigt, geruchlos, blendend weiß oder Silbergrau etwa 1 m groß 7,50 M. Vorlagen 5 und 6 M., bei 3 Stauf franco. Prospekt mit Anzeigen franco. **W. Heino, Länzmühle 95** bei Schneberlingen (Königs. Halbe).

**Sanatorium Dr. Passow** Meiningen i. Thüringen für Nervenkrankte u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assistent.

## Charakter und Schrift.

**Brief an P. P. Liebe.** ... Sie sind belähigt, seelisch Andere zu bestimmen, ihnen durch Ihre Analyse zur inneren Freiheit zu verhelfen. Sie haben rätselhaft Erscheinendes durch die überraschend richtigen Resultate Ihrer teilsinnigen Charakterbeurteilungen aus den eingesendeten Handschriften leicht begreiflich gemacht. Ihre Eigenkunst kann den Nimbus entbehren; denn Ihr Talent bestätigen Sie durch Ihre Schöpferkraft, auch wenn die Inspiration einmal versagt. Freilich hat das Tisler nur ein kleines Publikum ... Denkende Menschen, die Handschriften zur Beurteilung des Charakters vorzulegen wünschen, empfangen auf briefliche Anfrage kostenfrei Broschüre und Honorarbedingungen. Praxis des Entdeckers der Psychographie seit 1890. Adresse: P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

**Macht der Hypnose!**



Ein Lehrbuch des persönlichen Magnetismus, Hypnotismus und der Suggestion. — Sie können sich selbst u. jedermann hypnotisieren. — Sie können Ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen u. Willen. — Sie werden Erlöse im Geschäft, Glück u. Beliebtheit erlangen, wenn Sie obiges Werk studieren. — Erfolg garantiert. Preis 1,40 M. Illustr. Prosp. gratis. **Wendel's Verlag, Dresden 411.**

**Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser**



**NAMEDY Sprudel**

**Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.**

**CANNES** = (Süd-) = **Hotel Victoria**

Frankreich) =

Volle Pension: 10 bis 15 Fr. per Tag. — Deutsche Betten. Nähere Auskunft per Post.

# HENKELL TROCKEN

besonders alt gelagert!



Dank unserer enormen Vorräte sind wir trotz der gewaltigen Umsatz-Vermehrung stets in der Lage, nur hochentwickelten „Henkell Trocken“ zu liefern.

Ausser unseren mächtigen Haus-Kellereien, die als Mainzer Sehenswürdigkeit ersten Ranges durch allerhöchste Besuche ausgezeichnet wurden, dienen gegenwärtig die 25 unten verzeichneten gemieteten Keller, von denen einige je über ½ Million Flaschen fassen, der Ablagerung unseres „Henkell Trocken“ etc.

**HENKELL & Co.**, gegr. 1832, Mainz.



1. Wajdenstrasse No. 1.
2. Wajdenstrasse No. 10.
3. Wajdenstrasse No. 16.
4. Wajdenstrasse No. 1 170.
5. Wajdenstrasse No. 16.
6. Wajdenstrasse No. 16.
7. Gassen No. 14.
8. Kahlstrasse No. 2.
9. Brunnstrasse No. 14/15.
10. Brunnstrasse No. 11.
11. Eiserich-Jungfernen No. 12.
12. Eiserich-Jungfernen No. 10.
13. Schillerstr. No. 1.
14. Auguststrasse No. 10.
15. Gieselerstr. No. 1 170.
16. Gieselerstrasse No. 9.
17. Wajdenstrasse No. 1.
18. Gross-Markt No. 10.
19. Kellerstrasse No. 14 170.
20. Kellerstrasse No. 10.
21. Gross-Markt No. 10.
22. Gieselerstr. No. 12.
23. Wajdenstrasse No. 16.
24. Eiserich-Jungfernen No. 12.
25. Eiserich-Jungfernen No. 10.